Ich heiße Peter Siegfried Krug und bin am 23. 11. 1966 (lediges Einzelkind) in der Müllner Hauptstraße 48 (Landeskrankenhaus Salzburg) geboren.

Leibl. Mutter: Herta Brigitte Krug geboren am 21.12.1943,

Vertragsbedienstete im Gesundheitsamt Salzburg,

damals lebte sie noch in der Müllner Hauptstraße Nr. 18

Leibl. Vater: Siegfried Gmachl, Hilfsarbeiter (Maurer)

In meiner Geburtsurkunde, die ich nachträglich 1989 anforderte,

steht als Elternteil nur meine Mutter

drinnen. Über meinem Vater wurden keine Daten angegeben.

Im Taufschein (Taufbuch, Band 61 Seite 171, Rz 1416) steht allerdings mein Vatername als “Pate”: “Gmachl Siegfried, röm. kath. Hilfsarbeiter Salzburg”

Ich sah meinem Vater zuletzt, als ich drei Jahre alt war.

Meine Mutter wollte meine Geburt, doch “Siegi” (Siegfried Gmachl) wollte, dass ich nicht geboren werde, das heißt abgetrieben werde.

Sie heiratete später als ich ca. zwölf Jahre alt war Dr. Michael Bertl.

Wohnsitze und Pflichtschulen, die ich in meiner Kindheit besuchte:

Säuglingsheim -

1968 - 1973

Itzlinger städtisches Heim, Kirchenstraße 33

Volksschule Guggental 10.9.1973 - 8.7. 1977

(bei den Lehrern Anna Karl und Direktor Hugo Müller)

Hauptschule Hof 8.7.1977

Wohnsitz: Guggenthal 62 (heute Georg Weicklweg 21, Projuventute Österreich

Erziehungsberechtige: Magarete Leitner

Wohnsitz: Landeskrankenhaus Salzburg, Kinderspital

Hauptschule Schloßstraße - 22.11.1978

Wohnsitz: Aignerstraße im Schülerheim Parsch

Hauptschule Liefering 22.11.1978 - 1980

Wiederholung der 1. Klasse Hauptschule

Wohnsitz: Zanderstraße 5, Liefering

Erzieher: Gerold Ladinig (1952-2003) und Anna Maria Ladinig (1955-1987) von Jugendam zugewiesen

---

Hauptschule Hof/Salzburg 1980 - 9.7. 1982

Wohnsitz: Plainfeld 122 (heute Quellenweg 3),

Pflegeeltern: Monika und Sepp Mittermeyer

Die Lüge der Autoritäten

Verdrehung Opfer und Täter

Mein Leben empfinde ich als eine lange Kette von unverständlichen Grausamkeiten,

denen ich in der Kindheit wehrlos ausgeliefert war.

Ich war als Kind hilflos, und konnte die “Realität” um mich nur mit meinen kindlichen Verstand begreifen. Meine Mutter, aber auch die mächtigen Erzieherinnen nutzten es aus, dass ich nicht redete, noch eine reale Fluchtmöglichkeit hatte. Über 30 Jahre hat es gedauert, bis ich heute darüber schreiben kann. Es ist unmöglich für mich es chronologisch aufzuschreiben .

Wie Scherben auf dem Boden versuche ich Erinnerungsteile aneinander zu reihen.

Dennoch finde ich keine Worte, wie elendig und ausweglos ich mich damals fühlte.

Das Schlimmste waren nicht nur die sexuellen Vergewaltigungen, die ich als 13 Jähriger bei der Familie Gerold Ladinig erfuhr, oder die brutalen Schläge von Gerold Ladinig im Namen der “Strafe“, sondern die absolute Rechtlosigkeit im städtischen Heim Itzling, die mir das Recht zu lernen, die Umgebung zu erforschen und frei zu sein, das Recht zu Weinen und zu trauern, Das Recht zur Weigerung, das Recht auf ein privates Leben, das Recht auf Geborgenheit und Angstfreiheit sowie auf ein Eigentum, zum Beispiel auf ein Kuscheltier bis zu meinem siebten Lebensjahr verwehrten.

Das Heim war kein Ersatz für fehlende Geborgenheit und Liebe meiner Mutter.

Ich wurde als Individuum im Heim oft links liegen gelassen, im Keller eingesperrt, bis aufs Äußerste verängstigt und in meiner werdenden Identifikation als Bub von den Erzieherinnen schwer gedemütigt.

Mein Selbstwertgefühl, mein Wunsch nach Aufmerksamkeit und meine Sehnsucht nach Anerkennung wurden die Jahre hindurch zertreten.

Eingesperrt in der frühen Kindheit im Itzlinger Heim konnte ich den feinen Psychoterror der Erzieherinnen nicht entrinnen und war als Kleinkind mit den eingejagten Ängsten gequält.

Das Itzlinger Heim dressierte mich zu einem hilflosen, stummen “braven” Kind, das später in den Schuljahren das ideale Opfer für Sexualverbrechen und körperliche Gewalt wurde. Vieles wäre mir erspart geblieben, hätte ich eine

Mutter gehabt, die mich geschützt hätte. Stattdessen widerfuhr mich ein anderes Schicksal.

Sie hat meine Persönlichkeit niemals akzeptiert und mich fast jede Minute, wenn ich bei ihr auf Besuch war, ihres Lebens spüren lassen, dass ich ein angewiesenes, dummes Kind für sie bin.

Sie war schwermütig und beschuldigte mich für alle Fehltritte, die ich als Kind jedoch nicht verstand.

Trotzdem war sie mein einziger Halt, und ich dachte meistens im Heim nur an sie.

Sie nahm mir die Lebensfreude und quälte mich mit ihren Schuldzuweisungen.

Statt Liebe und Zuneigung bekam ich von ihr teures Gewand, und konnte mich am Wochenende stolz vor anderen Müttern herzeigen. Obwohl ich als Kind sehr darunter litt, dass mit meiner Mutter sehr vieles nicht stimmte,

war ich zu schwach, gegen ihre beständigen Anschuldigungen anzukämpfen und wurde abgrundtief traurig. Ihren Schmerz und Trauer nahm ich jedes Mal wieder mit ins verlassene Heim, und wurde Teil meiner schwer verletzten Seele.

Ich war als Kleinkind beladen mit riesigen Schuldgefühlen.

Mein Leben war einzige Zielscheibe.

Ich weiß mittlerweile, dass meine Mutter selbst ein verlassenes Kind war. Sie wurde abgestoßen und verachtet, weil sie ein lediges Kind war.

Ihre Kindheit verbrachte sie in Lessau (Lungau).

Bei den Pflegeeltern musste sie am Bauernhof Kindsarbeit machen und wurde öffentlich gedemütigt,

weil sie eine Bettnässerin war.

Sie war nicht da an den Verbrechen, an den sexuellen Vergewaltigungen, den brutalen Schlägen von Gerold Ladinig, den unbeherrschten Launen und Schläge der Frau Magarete Leitner, den seelischen und körperlichen Verwahrlosungen im Heim und im Kinderdorf.

Sie schützte mich nicht.

Ich war an ihr als einziger Bezugspunkt in den 7 Jahren angewiesen und klammerte mich, obwohl ich im Heim war, an meine Mutter wie ein Frosch an einem Grashalm.

Dabei hatte sie eine sichere, unkündbare Arbeit im Gesundheitsamt und eine Gemeindewohnung in Itzling.

Später heiratete sie Dr. Michael Bertl (ich war ca. 12 Jahre alt) und konnte 2 mal im Jahr auf Urlaub (Griechenland, Spanien, Kreta usw.) ohne mich hinfahren. Jedes Jahr kauften die beiden ein neues

Auto. Ihre Wohnung war voll mit Perserteppiche und teuren Originalbildern von bekannten Malern.

Sie lebte seit der Heirat bis heute im materiellen Luxus, während ich bis zum Erwachsenenalter immer abgeschoben war, und seelisch/ geistig verreckte.

Meine Mutter sagte mir später, dass sie mit den anderen Freundinnen sahen,

wie wir Kinder (4 Jahre alt) im Itzlinger Heim an den

Sesseln gefesselt wurden.

Damals ruften sie sogar die Polizei.

Es kam die Funkstreife.

“Aber geholfen hat es nicht”, verzählte sie mir.

Trotzdem unternahm sie nichts, damit ich damals aus dem gottverlassenen Heim rauskommen könnte.

Während ich diese Zeilen schreibe, kommen intensive Wutgefühle in mir hoch.

Ich möchte meine Mutter einsperren.

Sie sollte das verzweifelte Schreien der Kinder endlos anhören.

Ich verlebte meine Kindheit in der Verleugnung und meinen Größenphantasien.

Außer meine Träume, in denen ich immer der starke Held war, sowie fünf Jahre Guggenthaler Wald hatte ich nichts.

Die Verwandten im Hause Ladinig waren Mitwisser und haben nichts gegen das Schreien und das Pumpern, das sie hörten, unternommen.

Für alles was mir an Leid angetan wurde taten “die Erzieher” so,

als wäre ich selbst daran Schuld gewesen.

Einige “Erinnerungsfetzen”

1968-1973 Itzlinger Heim (Kirchenstraße 33) - ich war meistens tief traurig über das unpersönliche Heim und meiner Mutter.

Meistens sprach ich fast nichts und war sehr eingeschüchtert.

Ich hatte meistens keinen Freund und keinen Ansprechpartner,

und verstand mich im Itzlinger Heim mit niemanden, außer der lieben Olga.

Wenn die Olga auf uns aufpasste, hatten es die Heimkinder gut.

Wenn ich auf ihrem Schoß sitzen durfte, wollte ich nie mehr runter.

Sie konnte mir viel mehr Wärme durch ihre bloße Anwesenheit vermitteln, als

es je meine eigene Mutter vermochte.

Doch auch andere Kinder versammelten sich gerne um sie.

Die Olga war nicht immer da.

Zu den anderen Erzieherinnen hatte ich keinen Bezug.

Ich mied jeden Kontakt und zog mich in eine Ecke zurück.

Die schlimmen Psychofolter, sowie das Eingesperrt -sein/Kellerstrafen und geistige Verwahrlosung schädigten mich für mein ganzes Leben äußerst schwer.

Im Heim wurde mein Willen gebrochen und mein Selbstvertrauen zerstört.

Ich wurde mit anderen Kindern an Sesseln gefesselt.

Wir wurden von einigen Erzieher (nicht alle) eingeschüchtert und mit allen Mitteln,

die man sich vorstellen kann, verängstigt.

Zum Selbstschutz baute ich mir eine dicke “Mauer” auf,

weil ich keinen Menschen mehr trauen konnte.

Diese Mauer war später in meinem Leben der Grund,

dass ich ausnahmslos alle Verletzungen in mir hineinfraß,

und Konflikte niemals offen aussprechen konnte und traute.

Lügen, Stehlen, Labilität und Qualen bis zum Zusammenbruch waren in meiner Jugendzeit die Folgen dieser Mauer.

Jeder konnte mit mir machen, was er wollte, weil

ich im Itzlinger Heim mundtot gemacht wurde.

So wurde ich später im Leben zu einem idealen Opfer für Gewalt und Aggression aller Art bis zum heutigen Tage.

Sogenannte Erzieher konnten im Namen der “Strafe” mit mir tun, was sie wollten,

denn ich wurde im Heim unfähig gemacht mich zu wehren, und dagegenzusprechen, oder jemandem um Hilfe zu rufen.

1973 - 1977 Pro Juventute Guggenthal 62 (heute: Georg Weicklweg 21)

In d. Volksschule Guggenthal hatte ich große Lernschwierigkeiten (Lernangst und Lernunsicherheit), auf die ich mit

Strafen wie viele Stunden Zapfenrechnen und Schläge “abgefertigt” wurde.

Lernen war Strafe.

Adi (Hillimeyer) und ich wie auch andere (Daniel Spitzl) wurden seelisch und geistig verwahrloste “Waldkinder”.

Der Wald war unsere Zuflucht vor der “Mama” (Frau Leitner Magarete, geb. 1930)

Abends wenn wir wieder ins Haus gehen mussten,

hatten wir unbeschreibliche Angst vor Schläge von der “Mama“.

Meistens flüchteten wir im Wald.

Adi und ich lernten sehr wenig für die Volksschule und ich hatte große Versagensängste, weil ich das Gefühl hatte, dass die Frau Leitner (Mama) nicht meine geistigen Fähigkeiten sah, noch im geringsten förderte.

Das verunsicherte mich als Kind sehr.

Ich hatte kein Selbstvertrauen.

Lob, Aufmerksamkeit oder aufbauende Worte bezüglich des Lernens bekamen wir nie, sondern höchstens Kritik.

Frau Leitner Margarete (“Mama”) erklärte uns wenig bis gar nichts über irgendetwas im Leben,

und auch nichts über den Wald, die Blumen, und der Tiere.

Sie nahm sich keine Zeit (und hatte sie auch nicht, weil sie zu viele Kinder hatte), um uns elendigsten Kinder Aufmerksamkeit und Zuneigung zu schenken.

Große Lernunsicherheit, panische Angst vor Lernstoff

und Gedächtnisprobleme

Sozialer Hintergrund:

“Mama” von Guggenthal 62 Pro Juventute hatte während meiner Schulzeit unberechenbare Launen, und agierte diese vor allem bei mir und Adi mit Stecken und Sesseln aus.

Einige Sesseln wurden damals dabei kaputt.

Ich litt unaussprechbar unter Ängsten, dass ich (vor allem wenn ich in der Schule Schwierigkeiten hatte) wieder geschlagen werden könnte und ihrer Wut und den Launen ausgeliefert bin.

Adi (in meinem Alter) und ich versuchten uns gegen körperlichen Schlägen

und der quälenden Ängsten vor weitere Prügel von der “Mama” abzuhärten,

indem wir uns gegenseitig im Wald mit Stecken und dicken Äste von Laubbäumen

systematisch möglichst hart schlugen (Abhärtungstraining).

Meine gesamte Schulzeit (Volksschule Guggenthal und Hauptschule Hof, Liefering

und dann wieder in Hauptschule Hof) überfiel mich jedes Mal, wenn ich etwas

zu lernen hatte panische Angst vor Versagen und die entsetzliche Angst vor den Prügeln.

Ich hatte einen Horror vor dem Lernen.

Mit diesen Lernängsten hatte ich in der Schule zu ringen,

wie gegen einen unsichtbaren Feind, den ich nicht ansehen traute.

Niemand in meiner gesamten Schulzeit ist auf diese für mich unüberwindlichen Lernschwierigkeiten eingegangen. Keinen Menschen konnte ich mich diesbezüglich anvertrauen.

In der ersten Hauptschule Hof (da war ich noch in Guggenthal) beispielsweise hatten wir Schüler

am Schulanfang im Fach Deutsch einen Aufsatz über eine rührende Geschichte zu schreiben.

Es ging in dieser Geschichte um ein Mädchen,

das obdachlos im verschneiten Winter zu Weihnachten im Freien fror.

Es hatte nur noch wenige Zündhölzer, mit denen sie ihre Hände erwärmte.

Sie benutzte alle die Zündhölzer, die noch in der kleinen Schachtel waren,

bis dann zum Schluss nur noch ein Zündholz für sie übrig blieb.

Wie diese traurige Geschichte zu Ende ging, weiß ich nicht mehr.

Jedenfalls hatte mich die Geschichte so intensiv gerührt,

dass ich während der Schularbeit in Deutsch zu weinen anfing.

Ich begann einen Satz zu schreiben und merkte, dass ich nicht fähig war,

die Geschichte in ihrer Subtilität nach zu erzählen.

Aus Angst vor dem Versagen schrieb ich nur ein paar Zeilen

und bekam vom Hauptschullehrer prompt einen 5er (schlechteste Note).

Dem Deutschlehrer interessierte es überhaupt nicht,

warum ich nur ein paar Zeilen schrieb, und ging dieser Sache auch nicht nach.

Ich verzählte über die schlechtesten Schulnoten nichts

der Frau Leitner Margarete (Erzieherin “Mama“, (Pro Juventute)),

weil ich quälende, panische Angst vor Prügel hatte.

Die schlechte Note (5) in Deutsch war der Anfang einer Kettenreaktion.

Auch in den anderen Fächern übertrug ich dieses Schlüsselversagen und so steigerte meine Unsicherheit und Angst sich so sehr, dass ich mir fast nichts mehr merken konnte.

Als Folge davon bekam ich auch in den anderen Fächern die schlechtesten Noten.

Ich hatte zu dieser Zeit unbeschreiblich viel Angst und das Gefühl der Ausweglosigkeit.

Die Konsequenzen waren für mich dann:

1977 oder 1978 über 15 Hyperventilationen in tiefer Nacht mit anschließenden erschöpfenden Schlaf in folge meiner maßlosen Angst vor Prügelstrafen.

Nach dem erschöpfenden Kampf um das Ringen nach Luft war ich bewusstlos, oder eingeschlafen.

Diese “Erstickungsanfälle” beziehungsweise die Hyperventilationen wurden von den anderen Kinderdorfkinder, oder der “Mama” nie bemerkt,

weil ich diese immer dann bekam, wenn ich im 4 Bett- Schlafzimmer im Bett lag,

und Adi (ein Heimkind) mit dem ich in diesem Zimmer lag, schon tief schlief.

Wir waren nur zu zweit. Zwei Betten waren frei.

Leider hatte Adi immer so einen guten Schlaf, dass er kleine Hilfesignale von mir nie hörte.

Ich konnte oft nicht einschlafen, und blieb lange Zeit nachts nur liegen.

Ich fühlte mich entsetzlich unwohl, und alleine.

Verspannt beim Nacken, beim Gesicht, bei der Brust lag ich so im Bett. Es dröhnte im Kopf.

Das Gesicht kribbelte seltsam und ich bekam es mit der Angst.

Panikgefühle und das Gefühl der Ohnmacht, Ausweglosigkeit und Hilflosigkeit überfielen mich.

Die Anfälle (Hyperventilationen) kamen schleichend und langsam daher, und wurden von mal zu mal immer stärker und bedrohlicher. Dann aber klangen sie wieder etwas ab, bis diese von mir bedrohlich erlebten Erstickungsängste wieder stärker wurden und sich Nachts zum Höhepunkt gipfelte.

Mein letzter “Zusammenbruch” in Guggenthal 62 in Folge Hyperventilation in der Nacht im Kinderschlafzimmer wurde dann endlich bemerkt:

Zur Vorsicht hatte ich mich schon in ein anderes freies Holzbett gelegt, damit ich gleich um Hilfe schreien kann, und Adi nur wenige Gehschritte von mir entfernt im Bett war.

Nie hatte ich in Guggenthal von diesen Atemanfällen irgendjemand erzählt,

weil diese so entsetzlich grausam waren, dass ich sie nur vergessen wollte.

Im Bett liegend wachte ich plötzlich nachts auf. Adi schlief tief.

Ich fühlte mich ohnmächtig.

Ähnlich wie einen Tinnitus dröhnte es in meinen Ohren.

Das Gesicht war verspannt. Ich war als ganzes

verspannt. Die Haut im Gesicht begann zu kribbeln.

Ich spürte, dass mit mir etwas nicht stimmte,

und fing unruhig und ängstlich mich als ganzes von einer Lage im Bett zur anderen zu wechseln.

Doch es wurde nicht besser. Ich fühlte mich miserabel, elendig und hilflos.

Angst überfiel mich.

Meine Atmung wurde immer tiefer.

Ich hatte das Gefühl, dass ich nicht genug Luft bekam, hatte Erstickungsängste und hyperventilierte. Panikattacken ergriffen mich.

Immer schneller und intensiver atmete ich. Das konnte ich nicht kontrollieren.

Die Angst steigerte sich.

Das veranlasste mich noch tiefer und schneller zu atmen.

Die Panik war am Höhepunkt und ich glaubte, dass ich kurz vor dem Tod stehe.

Ich stieg mit letzter Kraft aus meinem Bett

und ging zum Nachbarbett von Adi um nach Hilfe zu rufen.

Leider konnte ich keinen Ton heraus bekommen.

Ich versuchte zu schreien.

Doch ich war absolut unfähig in meinem Zustand zu schreien.

Meine Stimme versagte völlig.

Der Kampf um die Luft erreichte den Höhepunkt und ich brach erschöpft zusammen,

und fiel auf das Bett von Adi.

Das Hinfallen auf Adis Bett war die einzige Möglichkeit, Hilfe zu rufen.

Danach war ich nicht mehr wach und bekam also nichts mit.

Die professionellen Helfer und der Krankenhausaufenthalt

Einlieferung mit der Rettung ins Landeskrankenhaus, Kinderabteilung Salzburg.

Dort wachte ich im Krankenbett (12 Jahre alt) wieder auf.

Diagnose des Oberarztes Dr. Groß: Epilepsie;

- viele peinliche und beängstigende Untersuchungen folgten: EKG, EEG, Psychotests...

Es war für mich eine große Schikane. Eine Psychologin sagte einmal ich sollte einen

Baum zeichnen.

Mit großer Leidenschaft zeichnete ich einen Laubbaum,

der am Waldrande seine Äste wegen der Sonne

weit in die Wiese rausstreckte.

Es war mein Lieblingsbaum, da ich oft auf diesen langen Ästen

oben lag.

So wie es in Wirklichkeit war, hatte ich die Äste einseitig lang gezeichnet und freute mich, als ich sah,

wie gut mir die Zeichnung gelungen ist. Ich hatte sehr lange gebraucht, in möglichst so zu zeichnen, wie er eben ist.

Offenbar interpretierte die professionelle Psychologin irgendetwas anderes hinein, weil ich

den Baum so zeichnete.

Michael Bertl, der Mann von meiner Mutter kam zu mir und fragte mich besorgt, warum

ich den Ast auf einer Seite so lang machte.

Wie meistens antwortete ich nicht darauf, war aber verunsichert und gekränkt, weil er nichts positives

zur Zeichnung selbst sagte.

Ich redete überhaupt nichts, sondern schwieg meistens. Die Missverständnisse der Erwachsenen

verunsicherten mich und veranlassten mich erst recht zur Schweigsamkeit.

Dies hemmte mich dann tagelang so sehr, dass ich unfähig war aufzupassen und den Erwachsenen

zuzuhören. Das Nichtzuhören wurde dann wieder als “Dummheit” uminterpretiert.

Das wiederum verunsicherte und hemmte mich.

Die destruktive Kette von Missverständnissen der Erwachsenen und der Unsicherheiten und Lernängste, sowie meine Überempfindlichkeit, die ich mir nie anmerken traute, führte dazu, dass die Lehrer, die Erzieher und meine Mutter mich wegen meiner Hemmungen für einen Trottel hielten. Mein Selbstvertrauen zerbrach jedes Mal an den Grobheiten meiner Mutter und der “Mama“, die beide nie hinter mir und meinen geistigen Fähigkeiten standen.

Bald überfiel mich im Krankenhaus eine große Selbstverunsicherung, wie ich es in diesem Ausmaße zuvor noch nie erlebte.

Die Untersuchungen im Krankenhaus gaben mir zusätzlich das Gefühl,

dass mit mir etwas nicht stimmte.

Doch die Hyperventilationen hörten auf,

da ich nicht mehr bei der “Mama” (Frau Magarete Leitner) war.

Ich sah, wie die anderen Kinder im Spital regelmäßig und oft Besuch bekamen, während ich alleine im Bett lag. Manche Kinder durften sogar einen Kassettenrekorder haben.

Neidisch sah ich zu den anderen

Betten und beneidete die Kinder, die eine so gute Mutter hatten,

die sich kümmern und die Kinder möglichst nicht lange alleine ließen.

Manchmal und viel zu selten besuchte mich Dr. Michael Bertl.

Er erschien mit seinem weißen Kittel beugte sich über mein Bett, und fragte: “Peter bist du geschlagen worden?”

Ich schwieg.

Mit niemanden konnte ich im Krankenhaus über die grausigen Hyperventilationen erzählen, weil ich

vor meinen Atemanfällen selbst Angst hatte. Das Geschlagenwerden war für mich auch ein Tabuthema.

Von Michael Bertl bekam ich einen oder zwei Äpfel geschenkt.

Das war das einzige, was auf meinem Nachttisch lag.

Sonst besuchte Michael Bertl mich, wie schon gesagt zu selten.

Meine leibliche Mutter besuchte mich leider gar nicht.

Wahrscheinlich hatte sie sich wegen mir zu sehr geniert.

Jedenfalls bekam ich viel zu wenig Aufmerksamkeit, die ich damals so dringend brauchen konnte und versuchte diese zu erzwingen, indem ich mich besonders “auffällig” verhielt.

Eines Abends sagte ich zur Krankenschwester mit den schwarzen Haaren,

dass ich nicht mehr im Krankenhaus sein möchte.

Ich ging abends zum Fenster hin und starrte immer nur hinaus.

Mir ging der Wald ab. Am liebsten wäre ich unter Bäume gewesen.

Die kleine Krankenschwester (um die 35 Jahre alt) sagte,

dass ich mich aber jetzt hinlegen sollte zum schlafen.

Ich wollte aber trotzdem in der Nähe des Fensters sein und wenigsten die Bäume vom Fenster aus sehen.

Die Krankenschwester verstellte mir den Weg, als ich wieder zum Fenster gehen wollte.

Ich wehrte mich und wollte unbedingt zum Fenster gehen.

Was dann passierte war sehr hässlich.

Sie hatte mich offenbar missverstanden und möglicherweise geglaubt,

dass ich vom Krankenhaus flüchten wollte.

Tatsächlich war mir so etwas damals gar nicht in den Sinn gekommen.

Ich wollte nur am Fenster setzen und die Aufmerksamkeit auf mich lenken.

Flüchten hätte doch keinen Sinn gehabt, weil ich ja nur das Krankenhaushemd hatte und nicht wusste, wo mein Gewand war.

Die Krankenschwester holte “Hilfe“.

Es kamen mehrere ältere, größere Kinder, die ihr halfen,

mich ins Bett gewaltsam zu legen und niederzuhalten. Ich wehrte mich gegen die Gewalt.

Nach einer Weile kam der Arzt und verabreichte mir, während mich einige Leute im Bett niederhielten, bei meiner Hüfte eine Spritze.

Ich war weg und wachte abends in einem Einzelzimmer auf.

Gefesselt lag ich im Krankenbett und konnte mich nicht umdrehen.

Die Fesseln taten mir weh, weil sie zu eng anlagen. Es war unangenehm, dass ich mich nicht umdrehen konnte.

Michael Bertl (Mann von meiner leiblichen Mutter - verheiratete Herta Brigitte Bertl) besuchte mich und machte mir Vorwürfe, weil ich mich so verhalten habe.

Er machte die Fesseln zwar lockerer, aber befreien wollte er mich nicht.

Dann ging er wieder.

Es war finster. Ich lag gefesselt alleine in einem kleinen Zimmer im Bett. Ich hatte Angst.

und versuchte mich zu befreien.

Tatsächlich gelang es mir, dass ich aus den Fesseln rauskam.

Ich legte die Fesseln außerhalb des Zimmers hin und schlief dann die Nacht ohne Fesseln weiter.

Ich fühlte mich im Krankenhaus unverstanden und alleingelassen.

Nach dem monatelangen Aufenthalt im Landeskrankenhaus (Kinderabteilung) kam ich

nicht mehr nach Guggenthal zur Frau Leitner Magarete zurück, sondern ins Schülerheim Parsch.

-

1978 Schülerheim Parsch, Aignerstraße

Die erste Nacht lernte ich, wie ich mein Bett machen sollte.

Im Schlafzimmer waren ca. 10 andere Kinder. Zu niemanden fand ich Anschluss.

Sie redeteten mit mir nichts. Und von selbst fing ich meistens nie an zu reden.

Es waren im Zimmer Stockbetten.

Die Kinder hatten auch einen schmalen Eisenschrank, wo sie ihr

Hab und Gut rein taten. Die Kinder waren so anders. Die Regeln waren so anders.

Die Erzieher waren pädagogisch ausgebildet.

Zu dieser Zeit ging ich in die Hauptschule Schloßstraße. In dieser Schule war wieder

alles anders, sodass ich unmöglich mich in die neue Situation einfinden konnte.

im Schülerheim hatte ich aber keine Hyperventilation mehr.

Die Tabletten, die ich im Schülerheim gegen Epilepsie bekam, nahm ich zuerst an, und warf sie dann später alle unbemerkt weg.

Eines Tages wurde ich (so glaube ich) wegen Diebstahl

in einem Lebensmittelgeschäft vom Heim entlassen.

Ich hatte ein Paket Orangenpulver gestohlen.

1978- 1980 Liefering bei Salzburg, Zanderstraße 5, Familienhaus (nähe Hechtstraße)

Zugewiesen vom Jugendamt

Erzieher:

Herr Ladinig Gerold (geb. 1952 - gest. 2003) und Anna Maria Ladinig (geb. 1955- gest. 1987), Zunächst in der Hauptschule Liefering war ich mit den Schulleistungen

besser als früher- doch hatte ich in Liefering keine Freunde, keine Zuflucht in den Wald - nichts.

Meistens bekam ich kein Frühstück und nie eine Jause für die Hauptschule Liefering.

Ich habe öfter Schokoladekekse gestohlen um zu essen. Der nagende Hunger trieb mich dazu.

Einmal aß ich hastig so viele Schokoladekekse in der Schule, dass mir danach kotzübel geworden ist.

Beim Stehlen in der Hauptschule Liefering bin ich nie erwischt worden.

Abends bekam ich bei Ladinig meistens 2 oder 3 Scheiben Leberaufstrichbrote.

Zuhause machte ich meistens nicht die Hausaufgaben,

da mir die Panikattacken während des Lernens unerträglich waren.

Es war schwer bis unmöglich mich hinzusetzen und einen Schullernstoff zu bearbeiten.

Englischvokabeln beispielsweise lernte ich fünf Minuten vor dem Englisch-Test.

Während ich “zuhause” in Liefering im kleinen Schlafzimmer schlief wurde

ich im Bett von einem starken, fremden grausigen und ekeligen Menschen überrascht, überfallen

und sexuell vergewaltigt.

Dieser muskelstarker Mann war ein Mitarbeiter von Gerold Ladinig.

Diese Überfälle von dem tätowierten und penetrant stinkenden,

Menschen mit wenigen Zähnen und langen fettigen Haaren wiederholte sich öfters,

immer dann wenn ich schon schlief,

kam dieser unrasierte Mann mit den langen Haaren ins halbdunkle Schlafzimmer und überfiel mich.

Ich habe in Liefering bei Salzburg brutale,

rohe Gewalt erlitten, die Gerold Ladinig als “Strafe” interpretierte.

Die Bezeichnung “Strafe” war für ihm ein Freibrief für das Ausüben härtester

körperlicher Gewalt. Die Prügeln waren viel schmerzhafter, als in

Guggenthal bei der Frau Leitner Magarete.

Denn Gerold war damals körperlich sehr stark und schlug mich hemmungslos.

Gerold Ladinig schlug auch Anna Maria Ladinig sehr oft; Ich durfte das Schreien

der Anna Maria und

und das bedrohliche Pumpern der beiden von der Küche aus anhören in der Angst,

dass ich als nächster an die Reihe komme.

Anna Maria war hilflos und hatte Angst vor Gerold “wie ein kleines Kind” und

traute sich nicht

vor ihm flüchten aus Angst, dass sie von ihm dann möglicherweise umgebracht

hätte.

Gerold suchte gerne Opfer, die schüchtern und still waren, und wo er seine körperliche

Überlegenheit ausspielen konnte.

Ich hatte nie den Mut noch das Vertrauen, jemanden anderen

über seine brutalen “Strafen” zu berichten.

Gerold Ladinig war öfter alkoholisiert und schlug mich eines Abends nieder, schlug mich mit Fäusten, bis ich blutete und zerriss mir das Hemd, schlug mir mein Essen samt dem Teller ins Gesicht. Mein Blut tropfte überall hin.

Meine leibliche Mutter ließ mich schon früher so oft im Stich, dass ich von ihr keine Hilfe erwartete.

Ich fiel deshalb in tiefster Verzweiflung und war damals am Ende.

- Flucht von Gerold Ladinig: Zuerst Fußmarsch von Liefering (Stadtteil von Salzburg) ziellos ohne Geld entlang der Salzach bis fast Elsbethen.

Dort fasste ich einen Selbstmordplan.

Schnurgerade, die Wege missachtend, marschierte ich den Gaisberg hinauf.

Meistens weinte ich, während des Marsches um meine verzweifelte Lage.

Nähe des Nocksteins wollte ich runterspringen.

Oben auf der Gaisbergspitze schöpfte ich jedoch neuen Mut zum Leben und ging nach Guggenthal in den aus meiner früheren Kindheit bekannten (Flucht-) Wald, wo ich ein Waldleben als letzte Chance für mein Leben sah.

Würde ich diesen Ausweg damals nicht erwogen haben, weiß ich nicht, ob ich heute noch leben würde.

Es war damals schon fast finster und mich trieb der nagende Hunger.

Ich fragte ein Kind von der Pro Juventute (Guggenthal 62) um Essen.

Die Kinder haben mich, obwohl ich betont habe, dass sie ja nicht zur “Mama” laufen sollen, leider sofort an sie verraten.

Frau Leitner Margarete hat die Situation damals falsch verstanden, und geglaubt, dass ich zu ihr flüchten wollte.

Sie war ganz gerührt davon, und wollte mich nicht mehr freigeben.

Meine leibliche Mutter rief die Polizei.

Mit dem Polizeiwagen wurde ich von Guggenthal abgeführt

und zu Herrn und Frau Ladinig nach Liefering zurückgebracht.

(Lebensdaten von Gerold und Anna Maria Ladinig:

Gerold Ladinig wurde 1952 geboren.

Er wurde viel von seinem Vater geschlagen.

1962 kam er in ein schwererziehbares Heim “Stein” (Niederösterreich).

Er war Maurer, Fließenleger und Steinmetz und redete mehr mit den muskelkräftigen Armen und Händen, als mit seinem Mund.

Gerold Ladinig starb 2003 (“Blutkrebs“ Leukämie) und wurde in Maxglan beerdigt.

Sein Motto war:

Die Schläge, die er im schwererziehbaren Heim damals bekam weiterzugeben an andere;

Anna Maria (geb. 1957) war immer zu hause und hatte Diabetes 1.

Sie sah oft zu, wenn mich Gerold zusammenschlug.

Sie hatte mehrere Schlaganfälle und starb 1987.

In dem Lieferinger Friedhof wurde sie begraben.

1980-82

Ein guter Psychologe hat sich (ich war noch bei Fam. Ladinig in Liefering) mit mir befasst und eine neue Pflegestelle in Plainfeld 122 (heute Quellenweg 3) bei Hof Salzburg bei Monika und Sepp Mittermeyer für mich gefunden.

Es waren die bei weitem besten 2-3 Jahre meiner gesamten Kindheit.

Ich bekam auch Anschluss zu den Kindern.

Ich verblieb dort bis ich die Hauptschule in Hof bei Salzburg “abgesessen“ habe.

Meine Jugendzeit verlief sehr labil, und seelisch äußerst schmerzhaft.

Alles was ich anpackte scheiterte.

Ich betrank mich nie mit Alkohol, noch rauchte ich jemals Zigaretten.

Nie schlug ich irgendeinen Menschen.

Zumeist konnte ich keine dauerhafte Arbeit nachgehen.

-Sporadisch kein richtiges Essen (wochenlang), kein Zimmer, kein sauberes Gewand (jahrelang).

Verwahrlosung in jeder Hinsicht.

Ich grübelte immer, wer ich bin (Identitätskrise) und hatte damals große Angst vor mir selbst.

Das Leben war unerträglich (psychisch) schmerzhaft.

Mein einziger Trost waren die Bücher von Schopenhauer (Philosoph) über die Nichtigkeit des Seins und des Erdensstrebens. Überall wo ich hinging, nahm ich meine wenigen Bücher von Schopenhauer mit.

Die Bücher waren, außer der Kleidung mein einziger Besitz und Halt.

Meine Kleidung im Winter war sehr unzureichend.

Auch hatte ich keine Handschuhe, keine Haube und keine Winterschuhe und nur eine Hose, ein Hemd, ein Pullover, ein paar alte, kaputte Schuhe.

Immerzu hatte ich Selbstmordgedanken. Zu solchen verzweifelten Gedanken kam ich, weil eine junge, sensible Frau, die ich sehr mochte, sich vor dem Zug schmiss. Das verkraftete ich damals nicht.

Ich ging öfter zu den Zugschienen, war aber zu feig mich vor dem Zug zu schmeißen.

Die Selbstmordgedanken waren meine einzige Erleichterung in der Jugend und im Erwachsenenleben. Zunächst suchte ich in der frühen Jugend die Psychologen auf, und las viele Psychologiebücher, doch die große Angst vor mir selbst und die Selbstzweifeln wurden eben durch die Psychologen, die mich doch nicht verstanden und die Psychologiebücher nur immer wieder angeheizt und vergiftete mein Leben. Eine direkte Konfrontation mit meinem Leben war damals undenkbar.

Die Beschäftigung mit der Psychologie (Lesen von Psychologiebücher) wurde mir eine Folter und ich merkte, dass ich mich am besten davon abwenden muss, um der Selbstquälerei zu entgehen.

Eines Tages verlor ich mein Mietzimmer. Es war Winter und extrem kalt. Ich wanderte in den kältesten

Tagen des Jahres Nachts hindurch, damit ich nicht erfriere.

Am Tag hatte ich nichts zu schlafen.

Nach einer Woche im Winter ohne Dach über dem Kopf war ich knapp beim Erfrieren und am Ende meiner physischen Kraft ...;

Im Stich gelassen

Mein Leben im Heim, im Kinderdorf und bei Pflegeplätzen

Kapitel 1

Früheste Erinnerungen als Baby

Säuglingsheim

1966-67

Schon sehr früh war ich verlassen.

Ich lag alleine in einem Gitterbett und betrachtete die schmuckvoll gefärbten und verzierten Fenster.

Der Raum war leer und still.

Plötzlich hörte ich ein lautes tosendes Geräusch, so als würde sich irgendetwas sehr großes außerhalb des Raumes auf mich zunähern.

Es wurde immer lauter und ich bekam Angst und schrie.

Es kamen fremde Frauen in seltsamen Gewändern auf mich zu.

Gerade das blase, ausdruckslose Gesicht konnte ich erkennen.

Sie nahmen mich so aus dem Gitterbett,

dass ich die Ursache des Geräusches erkennen konnte.

Ich sah das Ding.

Es war ein Hubschrauber.

Ich staunte und beruhigte mich.

Die Frauen legten mich behutsam wieder ins Bettchen.

So war ich wieder ganz alleine, verlassen im Bett.

1968-72

Städtisches Kinderheim Itzling (heute ein Kindergarten), Kirchenstraße 33Salzburg

Ein Leben ohne Eigentum und ohne Freiheit

Fakten: Itzlinger Heim - 1959 erbaut, wo ich als Kind 4 Jahre (1968-72) ununterbrochen eingesperrt war. Es gab niemals einen Ausgang, oder Ausflug.

An schönen Tagen durften wir Heimkinder in den ewig gleichen, mit einem Blick überschaubaren Garten gehen.

Ich durfte nur raus, wenn mich meine Mutter am Wochenende besuchte.

Bestrafungen für unangepasstes Benehmen:

Psychische Bedrohungen,

Kellereinsperrung für schreiende und weinende Kinder

Das Itzlinger Heim befand sich in Itzling, einen Stadtteil von Salzburg. Vis a Vis von der Frontalansicht des länglichen Hauses sah ich als Kind über dem Holzzaun erhebend, das Volksschulgebäude mit den großen Fenstern.

Das Haus des Heimes hatte eine ganz besondere Farbe, die ich aber nicht benennen kann.

Es ragten 8 Dachfenster weit vom Dach hervor.

Kein anderes Haus in Salzburg sah so aus. Wir hielten uns meistens im Erdgeschoss des Hauses auf.

Die Innenräume sind hoch und wirkten auf mich einschüchternd.

Besonders der längliche Flur war groß, hoch und düster schlecht beleuchtet.

Der Boden aller Räume war aus Stein.

Alles in den Räumen war ausdruckslos und nüchtern.

Der Schlafsaal befand sich auch im Erdgeschoss. Dieser hatte eine quadratische Form.

Darin standen die quietschenden Eisenbetten.

Wir Kinder hatten keinen Nachttisch, kein Eigentum, kein eigenes Spielzeug, kein Kuscheltier. Keine Möglichkeiten des Rückzuges in eine private Sphäre.

Nichts in den Räumen gab mir Geborgenheit und Wärme.

Wir Kinder hatten nur wenige handgroße Holzdinger zum spielen, und sonst nicht sehr viel mehr.

So weit ich mich erinnern kann hat damals nur eine einzige Erzieherin (zwischen 20-30 Jahren) für ca. 10 oder etwas mehr Kleinkindern am Tag aufgepasst.

Die Erzieherinnen enteignete uns, sobald wir irgendein unbedeutendes Spielzeug in den Händen hatten. Sie war meistens in der Nähe, sodass wir uns nie ganz unbeobachtet fühlen konnten und deshalb auch nie unbeschwert waren.

Der Aufenthaltsraum war heller, weil es dort einige Fenster gab und eine Doppelglastür, die zum vorderen Garten ging. In diesem Raum hielt ich mich 4 Jahre mit anderen ca. 10 Kindern (alle unter 6 Jahre) von früh bis spät bei Schlechtwetter auf. Das konnte auch eine Woche lang sein.

Die Glastüren waren dann normalerweise versperrt.

An schönen Tagen durften wir in der vorderen Gartenwiese sein. Dieser war mit einem Holzzaun abgeriegelt. Vor diesem Zaun war dickes Gebüsch und stachelige Hecken, sodass wir nicht auf die Idee kommen konnten, zu entfliehen.

Eine alte Eisengartentüre war immer versperrt und leider so auffällig, dass ich mich niemals traute, darüber zu klettern, weil das sicher von der Aufseherin bemerkt worden wäre.

Im Garten befand sich noch ein quadratisch angeordnetes seichtes Wasserbecken.

Es war ca. 2 Quadratmeter groß.

Selten wurde dieses mit Wasser angefüllt.

Das Wasser darin reichte nur zu den Füßen, ähnlich wie ein Kneippbad.

Auf der Wiese des Gartens standen einige schöne dicke alte Laubbäume, die ich schon als Kind wegen der Größe bestaunte.

So lag ich mich unter einem solch Baum, und sah in die bis zum Himmel ragenden Äste.

Außerhalb des vorderen Gartens waren die Kirchenstraße und die Sportplatzstraße. Der vordere Garten hatte die Form eines Vierecks. Über den Zaun sah man nichts besonders als den oberen Teil der Häuser.

Das Gebüsch vor dem Zaun war so dicht, dass ich zwar den Straßenverkehr hörte, aber kein Auto sehen konnte.

Es gab damals eine hintere Wiese, wo wir aber in der Regel nicht sein durften. Das hatte einen guten Grund: denn vom hinteren Teil des Hauses kamen die Eltern durch die Hintertüre (für uns Kinder immer versperrt) und holten an Wochenenden, oder besonderen Feiertagen die Kinder ab. Somit war sicher gestellt, dass kein Kind vom Heim entfliehen konnte. Außerdem merkten die zurückgelassenen Kinder nichts davon, weil die vergessenen Kinder im vorderen Garten waren.

Das Heim war geistig sehr reizarm, und bot keinerlei Abwechslung und geistige Förderung.

So hörten wir nie Musik, sangen höchstens nur an besonderen Feiertagen die ewig gleichen, faden nichtsbedeutende unmusikalischen dämlichen Gruppenlieder.

Wir hatten kein Musikinstrument, keine Trommel zum Spielen und zum Experimentieren, noch hatten wir viel zu malen.

Wir lernten keine zweite Sprache und auch nicht die deutsche Hochsprache. In den ersten 6

Jahre hatte ich im Heim kaum Wissensbildung erfahren,

und war sprachlich und im Ausdrücken meiner Bedürfnisse rückständig.

Viele Dinge im Haus, oder außerhalb konnte ich auch später in der Schule nicht beim Namen nennen.

Einige Farben lernte ich erst in der Volksschule.

Diese geistige Unterversorgung wirkte auf mein Leben sich schrecklich aus.

Der einzige Bezugspunkt zur Außenwelt waren für uns Heimkinder die Eltern, wenn sie uns an Feiertagen abholten.

Doch leider geschah das bei mir in den Jahren ein -mal regelmäßig, dann aber leider sehr unregelmäßig, oder lange Zeit gar nicht.

Eine liebesunfähige, grausame Mutter

Meine Mutter hieß damals Herta Brigitte Krug.

Sie war groß, schlank und hatte schwarze Haare. Damals war sie etwa 25 Jahre alt.

Sie lachte nie, und rauchte am Wochenende gewohnheitsmäßig ein Packet Malboro.

Sie trank neben mir nie alkoholische Getränke.

Damals hatte sie noch keinen Führerschein und war es gewohnt große Distanzen zu Fuß zu marschieren.

Bei weiteren Entfernungen nahm sie den Zug, selten sah ich sie mit dem Bus.

Sie hat in ihren Leben nur die Volksschule absolviert.

Als Kind musste sie in Lungau (Lessau), wo sie aufwuchs auf einem Bauernhof schon viel am Feld arbeiten.

Sie verzählte mir, dass sie in ihrer Kindheit viel verspottet und verachtet wurde und dass ihre Mutter (also meine Großmutter) taubstumm war.

Nie hatte ich meine Großmutter, oder Großvater kennen lernen dürfen.

Ich hatte auch keinen Neffen, oder sonstige Verwandtschaft in meiner Kindheit kennen gelernt.

Ihre Wohnung war nur ca. 60 Meter vom städtischen Heim Itzling entfernt und leicht zu fuß erreichbar.

Man geht vom Heimeingang die Sportplatzstraße hinauf bis zur Kirchenstraße und biegt dann rechts in die Goethestraße ein. Man muss sich nur noch entlang des rechten Gehsteins halten, die Bognerstraße überqueren und sieht rechts dann von einiger Entfernung aus das 6stöckige Blockhaus, wo meine Mutter in meinen ersten Jahren des Lebens im ersten Stock wohnte.

Es war in der Goethestraße 12.

Es gibt in dieser Wohnsiedlung mehrere Blockhäuser, die alle die gleiche Höhe, den gleichen Balkon und die gleiche Form haben.

Die kleine Gemeindewohnung (Goethestraße 12) meiner Mutter sah so aus:

Wenn man die Wohnungstüre aufmachte, kam man in einem kleinen Vorraum.

Rechts war der erste winzige Raum, wo zur Wand hin die Badewanne war, und außerdem rechts im Baderaum noch die Kloschüssel und das Waschbecken sich befand. Viel mehr hatte darin nicht mehr Platz.

Dann war auf der rechten Seite des Vorraums noch eine winzige Küche, so klein, dass man nur drinnen stehen konnte.

Links im Vorraum war auf ein Möbelstück ein kleiner Spiegel, der mich als Kind faszinierte, da ich im Heim nirgends ein Spiegel war.

Vom Vorraum aus betrat man gerade aus in das Wohn-Schlafzimmer.

Rechts stand ein großes aufklappbare bett von meiner Mutter, wo sie ihr Bettzeug darunter verstaute.

Es war so groß, das eigentlich fast 2 Erwachsene darin schlafen hätten können.

Auf der linken Seite war zur Wand hin das Sofa, wo ich, wenn ich auf Besuch war, schlief, sowie ein rechteckiger Bürotisch.

Ich konnte nicht verstehen, warum ich niemals im Bett von meiner Mutter schlafen konnte.

Daneben war ein kleiner schwarz-weiß Fernseher. Nachdem sie mich aufs Sofa zum schlafen gelegt hatte, schaltete sie den Fernseher ein und ich konnte eine Zeit lang noch mithören bis ich einschlief.

Über dem Sofa war ein historisches Salzburger Stadtbild zur Wand aufgehängt, das so gezeichnet wurde, als würde man vom Mönchsberg runtersehen.

Ich hatte mich als Kind gewundert, warum die Salzach auf dem Bild viel breiter dargestellt wurde, als ich die Salzach dann bei Spaziergängen tatsächlich sah. Meine Mutter erklärte mir das aber nicht.

Sie hatte kein Gefühl für mich.

Auf dem historischen Stadtbild waren auch Männer mit länglichen Booten und langen Rudern zu sehen.

Der Wohnraum war aus Paketboden mit Fellen. Ging man gerade aus durch den Raum kam man zum kleinen leeren Balkon.

Im Wohnraum standen rechts noch ein hölzerner, alter Schaukelstuhl überdeckt mit Fellen, und ein Gummibaum. Rechts, direkt neben dem großen Bett war ein Bücherregal fast voll mit Büchern. Aber eigentlich sah ich meine Mutter nie lesen.

Die Wohnung war insgesamt ca. 25 Quadratmeter groß. Meine Mutter hielt die Wohnung sehr sauber und ordentlich.

Scheinbare Harmonie - Erste Erlebnisse im Städtischen Heim Itzling

Erste Tage im Heim.

Wie auch bei den anderen Heimstellen und Pflegestellen waren die ersten Tage in der neuen Umgebung des Heimes für meine Mutter recht hoffnungsvoll. Bevor ich in diesem Heim einquartiert wurde, fand ein nettes und aufgelockertes Gespräch zwischen meiner Mutter und der Bevormundung statt.

Alles schien in bester Ordnung.

.

Ich spielte (ca. 2 Jahre alt) in der Zwischenzeit im hinteren Garten - dort wo eigentlich ich mich später fast nie mehr aufgehalten habe - auf der Wiese. Ich entdeckte einige große Nadelbäume und einen kleinen Hügel. Die Mittagssonne schien angenehm. Die Vögeln zwitscherten. Ich war alleine.

Auf der Wiese waren viele kleine weiße Blumen. Die Erzieherin sagte, ob ich ihr

nicht ein paar Blumen für sie pflücken würde. Sie zeigte mir vor, wie so etwas geht.

Ich erfüllte ihr den Wunsch und brachte eine Hand voll Blumen zu ihr.

Die zukünftige Erzieherin war davon gerührt und lachte herzlich.

Das war aber auch das letzte mal, das ich im Heim Blumen pflügte.

Leider hatte ich eine schwer aushaltbare Mutter, die nur Vorwürfe für mich übrig hatte. Durch ihre Wochenendbesuche war später ein eigenartiger Kontakt entstanden. Ich klammerte an sie.

Wir tauschten nie Gefühle aus. Meine Mutter erklärte mir meistens nichts von den Dingen in der Stadt, die wir bei Spaziergängen sahen, noch traute ich mich jemals ihr etwas fragen.

Ich fing niemals einen Dialog an und war ihr gegenüber immer recht verklemmt und verschlossen.

Sie fragte mich meistens beim Begrüßen, wie es mir geht. Ich nickte mit dem Kopf.

Das war dann schon unserer“hochgeistiger Austausch”.

Meine Mutter nahm mich seit dem ich 2 Jahre war, oder schon früher mein Leben lang nie in ihre Arme.

Sie streichelte mich nie.

Sie berührte mich sehr selten. Sie nahm mich viel zu wenig auf ihrem Schoß, und gar nie in Arme.

Sie las mir nie eine Kindergeschichte vor, sie spielte nie mit mir Ball, oder sonst etwas.

Ich durfte nie bei ihr im Bett legen. Trotz alldem war sie mir viel lieber, als das gottverlassene Heim.

Meine Mutter zeigte nie körperliche Zärtlichkeit, außer bei den Wochenendbesuchen:

Da kam es manchmal vor, dass sie nachdem ich mich aufs Sofa im Wohnschlafzimmer zum schlafen hinlegte, sie mir ein Busserl auf die Stirn gab.

Im Heim bekam ich nie ein Busserl, noch wurde ich von einer Erzieherin gestreichelt, noch erhielt ich in der Regel körperlichen Kontakt zu einem Menschen,

noch beteiligten sich die Erzieherin an mein Schicksal, oder an meine Gefühle.

Sie kümmerten sich überhaupt nicht um mein seelisches Befinden und so war ich völlig zurückgeworfen auf mich.

Meistens phantasierte ich, träumte ich so vor mich hin und erzählte mir selbst erfundene Geschichten.

Die Spiele im Heim mochte ich nicht:

So zum Beispiel das alberne Spiel “Himmel oder Hölle”.

Oder idiotische Flüsterspiele. Gemeinschaftsspiele, Kreistänze et cetera.

Ich sang auch niemals in der Gruppe mit.

Ich weigerte mich, trotzte, und wollte nur aus dem unerträglichen Heim raus.

Meine Mutter kam manchmal wöchentlich regelmäßig ins Heim.

Endlich konnte ich raus und etwas anderes sehen und erleben. Dann aber gab es Zeiten, wo sie mich recht unregelmäßig besuchte, und mich grundlos hängen ließ.

Es war für mich eine sehr traurige, schmerzhafte und konfuse Erfahrung.

Wie oft sah ich aus den Fenster des Heimes und träumte... hoffte... und weinte.

Endlos war das Warten.

...sah die Wolken vorbeiziehen, sah den Regen fallen... lauschte den Wind...

...weinte.

...wann kommt meine Mutter wieder um mich abzuholen?

wartete...

...wieder wurde es finster, und nichts - meine Mutter kam wieder nicht.

Am morgen wartete ich auf sie bis abends, jeden Tag, jede Woche.

Endlos schien es mir.

Ich schrie um meine Mutter, aber das half alles nichts.

Als ich dann nach einem Besuch von ihr wieder ins Heim zurückgehen musste, war ich tiefbetrübt.

Ich weiß noch jenen Abend, als wir Kinder nach dem Essen in den Aufenthaltsraum mit den Fenstern und den Glastüren gehen mussten.

Die Aufseherin erklärte uns etwas über die Teufelchen und wie sie mit den unartigen Kindern umgehen.

Sie sagte, dass sie immer dann kommen, wenn es dunkel ist und wenn wir nicht aufpassen. Die Tische wurden weggeschafft.

Wir wurden von ihr angewiesen, dass wir in der Ecke am Boden mit dem Rücken zur Wand sitzen sollen. Wir saßen so, dass wir die Fenster und die Doppelglastüre sahen konnten, die in den vorderen garten, wo wie sonst spielten führte. Die Tische und Sesseln davor wurden weggeschafft.

Sie öffnete die Doppeltüre und auch die Fenster.

Sie sagte sinngemäß etwa so :" jetzt kommen die Teufeln und

holen euch alle ab."

Dann drehte sie plötzlich das Licht aus.

Einige Kinder schrieen. Für uns war alles ernst.

Ich fürchtete mich zu Tode.

Sie verschloss den Fluchtweg zum Flur. Wir Kinder waren ganz alleine im dunkeln zurückgelassen.

Ich fürchtete mich unbeschreiblich.

Jedes Kind versuchte sich hinter den anderen Kind zu verstecken. Es war muckmäuschenstill im dunklen Raum. Der Wind wehte und es bewegten sich die Türen... Wir schrieen.

Ich konnte die Heimregeln nicht mehr befolgen.

Die ganze Woche wartete ich wieder nur darauf, dass mich meine Mutter besuchte, und so diese gottverlassene Anstalt verlassen konnte.

Meine Mutter kam nicht. - sie ließ mich bitter in Stich.

Ich wartete die zweite Woche.

Ich wurde unbeschreiblich traurig.

... weigerte mich zu essen, weigerte mich anzuziehen, weigerte mich zu spielen, weigerte mich alles nur mögliche.

Bestrafung (Itzlinger Heim)

Schritt 1

Die Bestrafungsmethoden für ein solches Vergehen wie dieses war psychischer Art.

Die Erzieherinnen redeten uns ein, dass böse Hexen kommen und uns abholen, wenn wir

unartig sind und herumlaufen. Diese Hexen können sich auch unsichtbar machen und mögen es

sich vom Kamin, oder vom Hintereingang lautlos an die Kinder anzuschleichen.

So lief ich nicht, bewegte mich nicht, redete nichts und hoffte

so, dass mich die Hexen mit den Besen nicht abholten.

Ich hatte schon angst, wenn das Fenster offen war, weil uns Erzieherinnen erklärten, dass Hexen gerne durch die Fenster kamen, um böse Kinder abzuholen.

Ich lehnte solche Erzieherinnen ab, und verzog mich in eine Ecke.

Ich starrte vor mich hin, bewegungslos.

Ich verweigerte zu essen.

Weitere Erziehungsschritte

Der Keller

Mein Benehmen als Kleinkind wurde nicht toleriert und es kam zu weiteren Maßnahmen.

Ich wurde von einer blonden Frau überfallsartig am Handgelenk gepackt, und gegen meinen Willen gewaltsam durch einen halbdunklen, hohen Gang im schnellen

Schritte gezerrt.

Am Ende dieses Ganges ging eine schmale Steintreppe in einer “Linkskurve” nach unten.

Schon der Stiegengang hinunter wirkte auf mich düster, weil es dunkler wurde.

Ich klammerte mich an das Gelände, doch das Kämpfen um Befreiung war vergebens.

Die Erzieherin war mir körperlich überlegen und hatte mich fest in Griff.

Ich wurde in den Keller gezerrt und war - so schnell konnte ich es gar nicht mitbekommen,

eingesperrt.

Schauer fiel mir über den Rücken, panische Angst ergriff mich.

Ich rüttelte an der Tür. ...es half nicht. Die Tür war verschlossen.

Wie ein Spieß schrie ich - dann holte ich Luft. Dann schrie ich .. Holte wieder Luft. Dann schrie ich ...dann holte ich wieder Luft.

Ich hörte an der Türe, ob nicht vielleicht irgend jemand kommt und mich befreit.

Für einen Moment glaubte ich, dass ich etwas hörte, und schrie und redete.

Nichts half.

Mit meiner ganzen körperlichen Kraft drückte ich gegen die Türe. Es half nichts.

Dann suchte ich die Türe nach Schwachstellen ab.

Mit den Beinen stieß ich gegen den unteren Teil der Türe, mit den Armen schlug ich gezielt Stellen des oberen Teils dagegen. Es half nichts. Ich schrie und hoffte, dass mich jemand hörte, aber nichts.

Langsam ging mir die Kraft zum Schreien aus. Ich suchte nach den Spalten der Türe und klammerte

mich mit meinen Fingern daran. Doch vergebens, die Türe gab nicht nach.

Gottverlassen und hilflos eingesperrt stand ich im dunklen, unheimlichen Raum. -

Vielleicht werde ich nun vom Teufel abgeholt.

Ich traute mich nicht den Raum erkundigen und mich umzudrehen.

Außer meinem Atem und Schluchzen hörte ich - nichts.

Eine verzweifelte Ruhe wechselte sich ab mit Schreikrämpfe und blinde Schläge gegen die Türe.

- Irgendwann wurde ich wieder freigelassen.

Völlig verwirrt lief ich in den Schlafsaal.

Die anderen Betten waren seltsam leer.

Keine Kinder waren da.

Ich lief zum Bett und legte mich so schnell ich konnte hinein, stülpte mir die Bettdecke fest über meinen Körper und Kopf und zitterte.

Ich hatte furchtbare Angst und traute mir nicht mehr aus der decke. Ich lag erstarrt und reglos darunter.

Lauter kleine Teufeln könnten im Zimmer herumlaufen. Ein Geräusch.

Das war ein Teufel. Ich traute mir nicht die Schlafdecke runterzugeben, weil ich solche Angst hatte, dass jetzt ein Teufel zu mir kommt.

Ich war absolut paralysiert und zitterte am ganzen Körper. Die Bettdecke war nass und ich weinte.

Ich sah plastisch die hässlichen Teufelchen.

Gerade sitzt so ein kleiner Teufel auf meinem Eisenbett.

Das rotbeharrte Teufelchen war ungefähr ein Meter groß und hatte einen langen beharrten Schwanz mit einer Verdickung zum Ende, spitze beharrte Ohren, und war etwas dick.

Das kleine Teufelchen sah neugierig mit großen Augen von dem unteren Bettrande der Füße zu mir.

Ich zog meine Füße so weit ich konnte an mir heran. Ich konnte mich nicht mehr regen und bewegen. Jedes kleine Loch von der Bettdecke verschloss ich, sodass nichts von meinem Körper frei war. .

Wieder ein Geräusch - wieder ein Huschen - viele Teufelchen liefen fast federleicht im Schlafraum herum. Sie waren leise, weil das Fell auf ihren Pfoten den Lärm dämpften. Geschäftig trieben sich die Teufelchen herum. Die größeren schwebten leicht über den Boden, die kleineren sprangen wie Affen auf den Betten herum. Von einem Bett zum anderen.

Noch fester umklammerte ich die Bettdecke.

Ich fürchtete mich unbeschreiblich. Ich war ganz still und traute mich nicht zu

schreien.

Ich bemühte mich darum, meinen Körper nicht zu bewegen, um die Aufmerksamkeit der Teufelchen nicht auf mich zu ziehen.

Drüben am anderen Eck ist wieder ein Geräusch. Ein Teufelchen sitzt dort drüben.

Ich traute mich längere Zeit nicht mehr das Bett zu verlassen, bis die Erzieherin kam und mich

aus meinem verschwitzten Bett riss.

In den nächsten Tagen verzählte ich die anderen Kinder, dass viele Teufeln bei mir waren.

Ich frage die anderen Kinder, ob sie auch schon welche gesehen haben.

Immer wieder wurde ich in den Keller gesperrt. Ich blieb dann aber still im geschlossenen, völlig dunklen Raum des Untergeschosses. Wusste ich doch, dass ich schneller freigelassen wurde, wenn ich still blieb.

Ich wurde psychisch “ruhiggestellt” und diese Maßnahmen und Bestrafungen von damals wirkten nicht nur im späteren Kindesalter nach, sondern bestraften mich für mein gesamtes Leben.

Irgendwann durfte ich wieder zu meiner Mutter auf Besuch.

Auf dem Bett war diesmal eine weiß-schwarzer, traurig wirkende Clownpuppe.

Das war neu in der Wohnung.

Pausenlos schaukelte ich mit dem Schaukelstuhl um mich zu beruhigen. Ich war ganz still.

Ich spielte damals mit der russischen Puppe, jene berühmte hölzerne Puppe, die wenn man (wie zwei hälften) aufmacht noch eine kleinere Puppe rauskommt, wenn man dann die kleine Puppe aufmacht kommt noch eine kleinere Puppe raus und so weiter.

Ich träumte.

Ich hatte immer Schwierigkeiten, wie ich eine Mutter einordnen kann und soll, die mich immer wieder kalt im stich lies, und dann doch wieder ab und zu ein wenig

nett war. Diese Ambivalenz und ihr Kalt-warmes Verhalten verhinderte eine normale Beziehung, oder auch nur eine Freundschaft.

Sehr gerne hörte ich klassische Musik bei ihr. Es beruhigte meine Ängste und ich weiß noch jedes Mal, wenn ich bei ihr zu besuch Klassik hörte, dass ich mit meiner hand, mit den fingern stundenlang im Rhythmus dazutrommelte, sobald ich mich vergewissert habe, dass ich ganz alleine im Raum war. Auch komponierte ich eigene Musik im Kopfe.

Bei weiteren besuchen bei ihr war dann leider oft keine Musik.

Doch erinnere ich mich, dass ich versuchte, Musik im Kopfe zu nachzuspielen, oder wenn ich nicht mehr weiter wusste “komponierte” ich im Kopf.

Wenn ich besuch bei ihr war lud sie mich oft auf eine Sachertorte mit Schlag ein. Später gab sie mir das geld und ich ging für sie Malboro Zigaretten einkaufen. Sie sagte mir einfach einen satz, den ich mir dann merkte, und ihn dann im Cafehaus sagte. Das funktionierte auch so.

Wenn wir auf Spielplätzen gingen, spielte ich alleine. Gemeinsam machten wir absolut wortlose Spaziergänge entlang der Salzach unter der Westautobahn durch Richtung Bergheim, oder wir fuhren mit dem Bus zur Konditorei Schweiger, aßen Torten und gingen zu fuß wieder in die Goethestraße zurück. Sie fragte mich niemals wie es mir in den Heimen ging und ich verzählte ihr auch niemals wie es mir dort ging. Sondern sagte monoton: “gut” oder nickte stereotyp mit meinem kopf.

Sie lag manchmal träge im Bett und beklagte sich über die schwere Last, die sie durch mich zu tragen hatte.

Sie zeigte mir keine Lebensfreude. Sie verglich mich oft mit anderen Kinder. Sie machte mir Vorwürfe, weil ich nicht so war wie die anderen Kinder.

Hilflos musste ich ihr stundenlanges Klagen über mich anhören, was mich sehr betrübte.

Belastet mit schweren Schuldgefühlen wurde ich von meiner Mutter wieder ins Heim abgegeben.

Als ich schon 3 oder 4 Jahre alt war ging ich einmal ins Badezimmer bei ihr zuhause (Goethestraße) und war überrascht, als ich meine Mutter seltsamerweise ganz nackt in der Badewanne sah.

Sie wollte, dass ich zu ihr näher komme. Ich ging ängstlich hin. Sie sagte, dass ich bei ihr an der Brust saugen soll. Ich war verwirrt und verstand das nicht. Ich weigerte mich und stand ruhig daneben.

Sie machte mir Vorwürfe, so als hätte etwas verbrochen.

Doch ich weigerte mich fest, schüttelte mit dem Kopf und lief ins Wohnzimmer.

Mir schmeckte das Essen von ihr nicht. Ich hatte das Gefühl ich müsste brechen, wenn ich von

Ihrem Löffel essen sollte. Um meinen großen Ekel vor ihr zu verschleiern, aß ich oft gar nichts mehr.

Schon als Kleinkind war ich sehr still. Ich redete eigentlich fast nie, war empfindsam, verträumt und traurig darüber, dass andere Kinder eine Mutter und einen Vater hatten, mit der sie eine gute, ungehemmte Beziehung hatten, ich aber nicht.

Ich war sehr schüchtern und traute mich in neuer Umgebung nicht, unbekümmert zu spielen. Ich meldete mich nie, auch wenn ich Hunger hatte, oder wenn ich etwas wollte.

Meine Bedürfnisse als Kleinkind konnte ich also nicht ausdrücken, weil ich angst hatte und eigentlich die menschen mir fremd und bedrohlich vorkamen.

Als Einzelkind lernte ich mit mir selbst zu spielen. Ab und zu schaute ich dann zu den Erwachsenen und beobachtete ihr Verhalten. Sobald ich alleine im Raum war fühlte ich mich sicherer. Ich erkundete die Umgebung und den Raum in dem ich war bis in alle Einzelheiten. Jedes noch so kleine Ding in der Wohnung erregte mir die Aufmerksamkeit.

Kaum war ich wieder unter Menschen, erstarrte ich.

Ich verstand zwar, was Menschen sagen wollten,

doch machte ich sehr selten Blickkontakte, sah oft nach unten zum Boden, und sprach Menschen fast nie an.

Besonders schwer tat ich mit neuen Menschen. Es dauerte lange bis ich vertrauen fand. Mit anderen Heimkindern fand ich keinen Anschluss.

Wieder nach einem Tag bei meiner Mutter ins Heim (Itzling) zurückgekommen, war ich über einen längeren Zeitraum ganz traurig.

Ich konnte mich nicht mehr an die Heimordnung halten. War verstört, weil ich das nicht verstehen konnte.

Immer suchte ich ein Eckchen für mich, wo ich so vor mich hinträumen konnte. Ich redete nie...

die Erzieherinnen ließen mich alleine mit meiner Trauer und mit meinen Problemen.

Fast immer war ich nach dem Besuch “meiner Mutter” desorientiert und betrübt. Traurig, weil ich es niemals einsehen wollte, warum mich meine vorwurfsvolle Mutter so bitter wieder im heim zurückließ.

Immerzu dachte ich an meine Mutter, mit der ich inzwischen schon “Vertrautheit” gewann.

Meine Mutter jagte mir nie Angst ein, schlug mich nie, ging mit mir in die Natur, lud mich zu Kuchen, gespritzten Apfelsaft, oder heiße Schokolade ein. Das war alles, was sie mir geben konnte.

Wenige Erinnerungen mit meinem leiblichen Vater

Mein Vater lebte in den ersten Jahren meines Lebens in der Wohnung von meiner Mutter.

Er hatte schwarze Haare und war körperlich gut drauf. Er redete mit mir und war recht unterhaltend.

So zeigte er mir, wie er sich mit beiden Händen und ausgestreckten Armen auf die Stuhllehnen festhielt, und dann - ohne zu zittern - beide Beine waagrecht ausgestreckt für einige Zeit aushalten konnte, ohne sich mit dem Gesäß abzustützen.

Er war kleiner als meine Mutter und ging damals gerne in den das Gasthaus Kirchenwirt gleich neben der St. Antoniuskirche. Ich lernte dort nette, einfache, angeheiterte Stammgäste kennen, die gerne Alkoholgetränke zu sich nahmen und mich mochten.

Er hatte einen guten Draht zu Ausländern.

Zu mir war er stets beredsam, beschimpfte oder schlug mich nicht, und machte mir auch keine Vorwürfe.

Er war viel umgänglicher und lockerer als meine Mutter und

konnte so viel besser als sie mit mir umgehen, weshalb ich auch viel lieber bei ihm war.

Mein Vater hieß Siegfried M. (Gmachl).

Er zeigte mir einmal einen knallgelben Sportwagen, den er gerne kaufen wollte.

Siegfried (genannt Siegi) kochte auch für mich und meine Mutter ...machte Reis mit gestückelte Fleischbrocken. Es schmeckte viel besser, als das geschmackslose

Einerlei im Heim.

Meine Mutter hingegen kochte am Wochenende nie, sondern gab mir Thunfischkonservendosen mit Brot zu essen, oder Kuchen vom Cafehaus.

Siegi erlaubte mir sogar einen Tierfilm anzusehen. Das war das erste mal, dass ich für ein wenige Minuten in den kleinen Fernseher guckte.

Es war ein Tierfilm. Ich hörte das Schreien von Tieren. Siegi erklärte mir, welche Tiere das waren.

Auf einem schmalen, abgründigen Weg kämpfte ein Elefant gegen mehrere Löwen.

Ich bewunderte die Kraft des Elefanten, der mit seinem mächtigen Rüssel zuschlug.

Wenn er Wochenende auch in der Wohnung war, schlief er mit mir auf dem Sofa, während meine Mutter im großen Bett schlief. Ich wunderte mich immer, warum ich niemals im Bett von meiner Mutter schlafen durfte, war es doch viel größer.

Er besuchte mich nie im Heim.

Eines Tages, als ich wieder zu ihr auf Besuch kam, war mein Vater nicht mehr da. Ich war sehr, sehr traurig.

Meine Mutter merkte das und machte mir Vorwürfe, weil ich über meinen Vater sprach.

Sie sagte, dass Siegi nie mehr kommen wird.

Die nächsten Wochen und Monate war ich ganz erfüllt von Trauer, doch versuchte ich die Trauer vor ihr zu verheimlichen, um nicht weitere Vorwürfe von ihr hören zu müssen. So erwähnte ich “im Gespräch” mit meiner Mutter nie mehr den Vater.

Siegfried sah ich zuletzt als ich drei Jahre alt war.

Danach habe ich ihn nie mehr in meinem Leben wiedergesehen.

Endloses Warten auf meiner Mutter

Lange Zeit wieder durfte ich meine Mutter nicht mehr besuchen.

Immerzu träumte ich von meinem Vater oder vom Fliegen, etwa so:

Ein Hubschrauber landet auf der Wiese. Der Wind wütet.

Alle fürchten sich und laufen davon. Ich aber bin tapfer...;

Es war Weihnachten. Ich weiß nicht mehr welches Jahr genau. Viele Kinder wurden abgeholt.

Ich glaubte damals sicher, dass meine Mutter mich abholen würde.

Meine Mutter kam aber nicht an den Tagen, wo ich sie schon erwartete, weil andere Kinder schon abgeholt wurden.

Im Heim wurden die Adventkerzen angezündet. Jede Woche eine mehr.

Ich war untröstlich traurig. Nichts freute mich mehr.

Wie immer bekamen wir denselben Fraß auf dem Tisch.

Wir sangen nur einige katholische Lieder, wurden aber überhaupt nicht beschenkt.

Es gab keinen Christbaum.

Die ganze Zeremonie war unpersönlich und kein Trost dafür, dass meine Mutter mich in Stich ließ.

Voriges Jahre war ich zu Weihnachten bei ihr, stand nahe beim

kleinen Weihnachtsbaum mit den brennenden Kerzen und flaschenförmigen, Alkohol gefüllten Schokoladen,

Ich fühlte mich aber nun verlassen und war verzweifelt.

Weihnachten in Heim war kühl und unpersönlich.

Meine Mutter besuchte mich auch später nicht mehr. Ich war zu Boden verzweifelt und

weinte ununterbrochen.

Die Flucht aus dem Itzlinger Heim

Ich war ca. 5 Jahre alt.

Einmal war die Haustüre zum hinteren Garten offen. Da ich jeden Tag auf die Ankunft meiner Mutter wartete, konnte mir so etwas nicht entgehen.

Zufälligerweise stand auch die Eisengartentür halb offen.

Das war die Chance für mich.

Unauffällig ging ich wieder zurück ins Haus und machte die hintere Türe zu.

Ich sah genau nach, ob mich nicht eine Aufseherin beobachtete. Nichts.

Die Kinder spielten und nahmen an mir keine Notiz.

Ich fasste Mut, öffnete die Hintertüre und lief so schnell ich konnte vom Heim davon.

Ich wollte nie mehr im gottverlassenen Heim weiterhin sein.

Meine Mutter, so dachte ich mir, wird sicherlich mich empfangen wenn sie mich sieht.

Weinend, den Kopf fest zum Boden gesenkt bog ich rechts in die Goethestraße ein.

Während ich so dahin ging weinte ich ununterbrochen, die Tränen flossen mir über das ganze Gesicht.

Sofort fand ich ihre Wohnung.

Ich klingelte draußen vor der breiten Eingangstüre,

aber meine Mutter machte mir nicht auf. Ich sah zu ihrem Balkon rauf, konnte aber nichts erkennen.

Sehr nervös klingelte ich überall.

Dann machte mir ein anderer Wohnansässiger dieses Wohnblockes auf. Ich ging die Treppen rauf. War haltlos. Wischte mir die Tränen ab und ging den linken Gang bis fast zum Ende des Flurs.

Ich klopfte gegen die Wohnungstüre Nummer 3, also bei meiner Mutter.

Meine Mutter machte die Wohntüre halb auf.

Sie sagte: “was machst du - denn da?”

“Geh sofort wieder zurück ins Heim, Peter. Hörst du.”

Ich blieb hartnäckig und rief nach ihr.

Meine Mutter aber verschloss vor meinen Augen ihre Wohnungstüre zu.

Ganz verlassen stand ich im leeren Flur.

Ich klopfte weiter an der Wohneingangstüre, ich flehte und wartete geduldig.

Es wurde langsam finster.

Ich war von ihr enttäuscht und verzweifelt.

Das Schreien half nichts. Das Warten half nichts.

Noch bestürzter als zuvor ging ich die Treppen runter, verließ das Blockhaus und marschierte im Halbdunkel wieder ins städtische Heim zurück.

Ich weiß nicht mehr was danach gekommen ist, was dann mit mir im Heim geschehen ist...

denn nichts hätte mich damals noch mehr erschüttern können, als diese Zurückweisung.

die Erzieher fragten mich nie, wie es bei meiner Mutter gegangen ist, wie ich mich fühlte, warum ich traurig bin und so weiter...

....sondern bestraften mich für mein auffällig trotziges Verhalten mit Bettstrafe, finsterer Keller.

Die letzten Jahre im Itzlinger Heim

Mittlerweile hatte ich es aufgegeben, auf meinen Vater zu warten und zu hoffen, dass ich ihm wieder sehe.

Meine Mutter unternahm mit mir, als ich schon ca. 5 Jahre alt war an dem Wochenende auch manchmal eine größere Reise. Wir fuhren einmal mit der Lokalbahn zur nächsten Ortschaft, außerhalb der Stadt Salzburg und gingen in einen Zirkus.

Wir saßen in der vorletzten Reihe und ich konnte bei dieser Entfernung nichts mitbekommen, außer

die vielen Leute, die vor uns im Dunkeln waren, sowie die beleuchtete Bühne.

Meine Mutter brachte mir auch das Schuhbinden bei.

Von ihr bekam ich nur wenige weitere Kontakte zu anderen Menschen.

Ich kann mich nur an Herr Lüftenegger erinnern. Er zeigte mir in seinem Keller seine kleinen

Spielzüge. Davon hatte er viele. Sie sahen den echten Zügen ziemlich ähnlich.

Zu dieser Zeit begann ich auch schon zu stehlen.

Einmal stahl ich einen Schlüssel von der Wohnschlafzimmertüre der Gemeindewohnung von meiner Mutter. Ich glaubte naiver weise, dass dieser Schlüssel auch im

Heim bei den Türen passte und dass ich so heimlich das Heim verlassen könnte wie ich wollte...

Aber natürlich passte der Schlüssel bei keiner der Türen im Heim.

Ich wollte den Schlüssel aber trotzdem haben, weil er von meiner Mutter war.

Doch dauerte es nicht lange, und die Erzieherin fragte mich, wie ich zu diesen Schlüssel kam. Sie beschlagnahmte den Schlüssel sofort und so war ich wieder ganz ohne Eigentum.

Zum Glück fragte mich später auch meine Mutter nicht um den fehlenden Schlüssel.

Aber sonst stahl ich damals - außer eine 5 Schillingmünze, nichts, so weit ich mich heute erinnern kann.

Im Heim allerdings hatte ich außer der lieben Olga keine Bezugsperson, keinen Spielgefährten, keinen Leidensgenossen und war deshalb jahrelang als Kleinkind nur auf mich gestellt.

Die Erzieherinnen kümmerten sich nicht um solche Probleme, sondern bestraften uns Kleinkinder dafür.

Sie missachteten psychologische Hilfeschreie wie Essensverweigerung, keine Anteilnahme etc.

...missachteten meine große Traurigkeit und zeigten dafür keinerlei Mitgefühl. Ich musste ganz alleine mit meiner Wenigkeit fertig werden.

Das bisschen, was ich in meinen ersten 6 Jahren gelernt habe, war von meiner Mutter, die mir etwas von der Itzlinger Umgebung, den “Alter Bach”, die “Plainbrücke” und die grün -graue Salzach zeigte.

Die mir die stille Natur und das beobachten z.B. eines Feldhasen in der Wiese, die Bewegungen und Geräusche der Blätter im Winde aufmerksam machte.

Wir betrachteten das Fließen der Salzach, das geschäftige Treiben der Amsel, der Kohlmeise, oder der Spatzen. Von ihr lernte ich das Schuhe binden, und durfte auch schon heiße Schokolade beim Ober bestellen.

Meine Mutter war der einzige Bezugspunkt zur Außenwelt in meinen ersten 6

Jahren.

Während des Spazierganges redeten wir absolut nichts miteinander.

Der Dialog zwischen uns war immer gleich:

“Schau dir doch die anderen Kinder an” ...;”Sag “bitte, wenn du etwas willst”...”Benimm dich anständig!” klangen die Vorwürfe, die in meine Seele wie tiefe Bauchschläge eingedrungen sind.

Als Antwort darauf nickte ich höchstens mit dem Kopf und war froh, wenn sie nicht mehr weiter sprach.

Stumm geworden

Im Itzlinger Heim lernte ich in den Jahren nach und nach, dass es am besten ist, wenn ich nicht mehr schreie, nicht mehr weine.

Ich lernte, dass ich am besten meine Befindlichkeit, meine Bedürfnisse und meine Schmerzen fest in meinen Inneren behalte und nichts mehr ausdrücke.

So hoffte ich, das ich nicht weitere fürchterliche Strafen über mich ergehen lassen muss.

Ich hatte Hunger, sagte nichts, ich wollte spielen und blieb nur reglos stehen, Mir war kalt, ich blieb still und sagte nichts.

Schmeckte mir etwas überhaupt nicht, sagte ich nichts, sondern aß es.

Ich litt grausam unter der Ausweglosigkeit im Heim und blieb trotzdem einfach nur ruhig.

Ich war traurig und versteckte mich in einer Ecke.

Ich redete im Heim nichts, oder fast nichts.

Die Erzieherinnen befahlen und ich versuchte so gut ich konnte,

ihre Befehle auszuführen und mich anzupassen.

Ich benahm mich möglichst unauffällig und war todunglücklich.

Die Mauer und das Vergessen zahlreicher Demütigungen

Im Heim war ich hilflos wie ein Kaninchen im Käfig.

Um den Strafen und den Ängsten zu entgehen, baute ich mir schon sehr früh in der Kindheit eine “Mauer” auf. Keinen Menschen vertraute ich mehr. Alle Demütigungen und Missachtungen, die mir weh taten versuchte ich vor den Erziehern zu verbergen.

Ich fraß Frust, Wut, Trauer und Beleidigungen in mir hinein und wurde zu einer “Mimose“.

Bis heute habe ich es nicht ganz geschafft, diese Mauer abzubauen. Pflegeeltern, Erzieher hatten

es mit mir später deshalb schwer. Schon früh in der Kindheit viel mir auf, dass ich Namen von Menschen und Begebenheiten des Alltages schnell vergesse. Die Kraft des Verdrängens

unangenehmer Erfahrungen half mir zwar, als “Normaler” den

Herausforderungen des Alltags besser zu meistern, doch zahlte ich dafür einen sehr hohen Preis.

Kapitel 2

Vergessene Kinder : die “Sozialwaisen” in Guggenthal 62

Kurze Fakten:

Guggenthal 62 (heute heißt die Adresse: Georg Weicklweg 21), war ich von 1973 - 1978

Kinderdorfhaus der Österreichischen Pro Juventute, Kinderdorfvereinigung.

Chef der Pro Juventute war damals Herr Gruber

Grundstück zur Errichtung des Kinderdorfhauses von Richard Hatschek gestiftet

Kurze allgemeine Geschichte der Pro Juventute (“für die Jugend”):

Diese konfessionsneutrale Stiftung wurde in der Schweiz 1912 anlässlich der Bekämpfung der Tuberkulose von Dr. Horber und Ulrich Wille junior gegründet.

Es finanziert sich durch Spenden, Legale und Wohltätigkeitsmarken.

1947 auch in Salzburg.

Ziele der Pro Juventute: Beziehungsfähigkeit, Kreativität, Individualität, positives Selbst und Wertbild, sowie Selbstständikeit zu fördern; das Erlernen gewaltfreier Konfliktlösungen.

Damalige Erzieherin in Guggenthal 62: Frau Leitner Margarete (“Mama“), 1930 geboren, hatte damals schon graue Haare, herrisch, dick, impulsiv und grob, hatte schlechte Nerven und uns Kinder gegenüber (beispielsweise Adi und mir) oft unberechenbare Wutausbrüche. Sie verprügelte mich und Adi Hillimeyer, sowie Reinhard Tutschko mit Besenstock und Sessel.

Immer dann, wenn ihre rechte Hand zum intensiven Zittern anfing, wussten wir,

dass es um uns Kinder ernst stand.

Als älteste Kind von 7 Kindern der Familie wurde Frau Magarete Leitner von ihren Vater oft geschlagen.

Frau Magarete Leitner arbeitete ehrenamtlich von 1968- 1984 in Guggenthal 62 Pro Juventute als “Mama” tätig.

Der Ehemann Johann Leitner war O-Busfahrer und mischte sich niemals in die Erziehung ein.

Er war selbst als Kind ein Pflegekind. Von seiner Mutter und seinen Vater bekam er keine Liebe, keine Umarmung -nichts. Johann musste am Pflegeplatz als Kind stehlen um zu essen.

Als O-Busfahrer musste Johann sich damals alle 4 Jahre um Tauglichkeit prüfen lassen.

Meine Mutter verheiratete Hertha Bertl war damals im Gesundheitswesen als Sekretärin zuständig, und veranlasste mit anderen im Gesundheitswesen, dass Johann Leitner zum Psychiater gehen musste. Johann Leitner warf damals die Bausteine im Gespräch mit dem Psychiater weg und so wurde Johann die Erlaubnis

zur Berufsweiterführung als O-Busfahrer verweigert.

Johann Leitner hat uns aber Kinderdorfkinder nie geschlagen, niemals gedroht, oder sonst wie eingeschüchtert.

Frau Magarete Leitner hatte eine Bienenzucht direkt hinter dem Haus.

Unter “Kindszucht” (Erziehung lediger Kinder) standen damals:

Ich, Adi Hillimayer, Daniel Spitzl und der jüngere Halbbruder “Micky” (Michael), Kurt Schmidl, Reinhard Tutschko, Alex, Gabi Schmidl, Astrid, Andi und viele andere.

Die Vergangenheit und Zukunft einiger Kinderdorfmenschen:

Adi Hillimeyer war bis 2 Jahre im Städtischen Heim Itzling.

Dann kam er nach Guggenthal 62 (Pro Juventute Kinderdorf) zur Frau Leitner und lebte dort bis er die Lehre “Maurer” fertigmachte.

Adi Hillimeyer übernachtete als Erwachsener auch in kältesten Winter im Freien auf dem Kapuzinerberg (Stadt Salzburg) in einem Wachturm und schaffte es in seinem Leben bisher nicht, ein Dach dauerhaft über dem Kopf zu haben.

Reinhard Tutschko war seine früheste Kindheit im Städtischen Heim Itzling.

Anschließend kam er nach Guggenthal 62 Pro Juventute (“Für die Jugend”).

Ich erinnere mich noch an seine Judokunststücke. Reinhard arbeitete in einem Eduscholaden

in der Linzergasse. Er wurde entlassen, weil er kleine Sachen stahl und diese dann an Kindern

weiterschenkte. Er arbeitete auch im Wachtdienst. Eines Tages sah er einen Koffer mit ca. 7000 Schilling darinnen. Als die Polizei sein Auto aufhielt, gestand er freiwillig und landete in die Untersuchungshaft. Dort erhängte er sich mit etwas über 20 Jahre im Gefängnis (Selbstmord).

Daniel Spitzl wuchs, bevor er nach Guggenthal kam mit einem Schäferhund auf.

Die Mama verzählte mir, dass er als kleines Kind neben der Hundeschüssel aß.

Daniel ging nach der Volksschule Guggenthal in die erzbischöfliche Privatschule Borromäum (Gaisbergstraße 7) Er besuchte das katholische Gymnasium 2 Jahre lang und wurde von der Schule entlassen, weil er angeblich in Guggenthal sexuell missbraucht wurde.

Daniel Spitzl soll homosexuell gewesen sein und starb angeblich vor zwei Jahren an Aids.

Frau Leitner Magarete sollte normalerweise nur 8 “Sozialwaise” in Guggenthal aufnehmen.

Tatsächlich hatte sie im Schnitt 10 Kinder, aber auch schon bis zu 16 Kinder neben ihre eigenen 3 Kinder in ihrer Obhut.

Das war mit ein Grund für die seelisch und geistige Verelendung.

Magarete war sich ihrer großen Aufgabe als “Mama” nicht bewusst.

Wir Kinder hätten viel mehr Aufmerksamkeit, Zuneigung und auch körperlichen Kontakt sowie Zärtlichkeit gebraucht. Nichts davon konnte sie uns geben.

Tatsächlich wurden wir die meiste Zeit über im Wald alleine gelassen.

Wir bekamen keine geistigen Anregungen und die Versorgung in Guggenthal richtete sich meistens nur

auf das Essen, Anziehen und rechtzeitig in die Schule gehen. Da die Mama sich nicht um unsere

Entwicklung in der Schule und außerhalb der Schule kümmerte, merkte sie auch nicht, dass wir die Hausaufgaben gar nicht machten. Ihr interessierte es überhaupt nicht, Talente zu fördern, Interesse an der Schule zu fördern. Geistiges Interesse zu wecken.

Gespielt hat sie auch nie mit uns.

Johann Leitner, der Ehemann mischte sich nie in die Erziehungsangelegenheiten ein.

Damalige Lehrer der Volksschule Guggenthal: Anna Karl (1./2. Klasse) und Hugo Müller (3.4. Klasse).

Ich traf mich mit meiner Mutter wieder öfter, als ich schon 6 Jahre alt war.

Für mein Alter war ich für das Itzlinger Städtisches Heim dann schon zu alt.

Verheißungsvoll verzählte mir meine Mutter,

dass wir diesmal einen besonderen Ausflug unternehmen werden.

Der lange Marsch mit meiner leiblichen Mutter:

Sonnenlicht, klarer sprudelnder Bach, überall Wald

Eines Tages, ich war bereits über 6 Jahre alt, fuhren ich und meine Mutter mit dem Stadtbus zur Endstation Obergnigl.

Der O-Bus (mit einer Oberleitung verbunden), der aus 2 teilen mit einem beweglichen Mittelteil bestand, machte die typische links- Kehrtwende und blieb stehen.

Wir tranken etwas im Gasthaus, das nur wenige Gehschritte von der Station entfernt war.

Der Himbeersaft mit Soda schmeckte mir sehr und war eine willkommene Abwechslung zur einseitigen Itzlinger Heimkost.

Meine leibliche Mutter unternahm mit mir schon vorher längere Spaziergänge, aber meistens nur den Gaglhamerweg hinunter zum “Alter Bach“, dann links entlang des Baches, unterhalb der Plainbrücke hindurch bis zur Salzach. Dann ging es rechts weiter immer der rechten Flussseite entlang flussabwärts.

Es gab keine Abwechslung und es langweilte mich.

Ich murrte bei solchen langen Märschen aber nie.

Zunächst gingen wir vom Gasthaus Richtung der Gnigler Kirche und wandernden dann hinauf.

Schon nach wenigen Gehminuten auf den steilen, breiten schotterigen Weg sahen wir die Gnigler Kirche mit dem Zwiebelturm und einige Häuserdächer unter uns. Die Kirche hat eine auffällige

Sonnenuhr mit dem Bild der Mutter Gottes, wie man es sonst bei anderen Kirchen nicht sieht.

Wir hörten das Schallen der Autos und das Zirbsen der Grillen in den Wiesen und Hecken.

Es war nur ganz leicht bewölkt und etwas nass. Nach einigen Gehminuten hörte der breite asphaltierte Weg auf und ergänzte sich durch einen schmalen, erdigen Fußweg durch eine Wiese.

Dieser führte in einem jungen Laubwald, der mit allerlei Zeug wie Stecken, gefallene Blätter und Sträucher große und kleine, zackige, ovale und vielen Ahornblättern übersäumt war.

Viele schlanke, junge Bäume waren dicht gedrängt zueinander in wilden Auf und Ab von Hängen.

Das abgefallene Laub raschelte angenehm zwischen unsere Schritte.

Die Autos hörte man zwar immer noch gut, aber die Bäume verdeckten sogar den Himmel.

Kreuz und quer lagen Bäume, Stecken, unordentlich, chaotisch.

Ab und zu drang an einigen Stellen das Sonnenlicht durch.

Ich konnte mich erstmals richtig unbeobachtet fühlen.

Überall wenn ich wollte, könnte ich mich verstecken.

Hier fühlte ich mich sicher und konnte nicht eingesperrt werden.

Hier könnte ich fliehen, laufen auf und ab.

Mir gefiel das alles sehr.

Die Luft roch würzig.

Eine kurze Strecke gingen wir entlang der Radauerkuve, wo überall Brennnesselstauden waren, und bogen dann bergauf zum gelben Haus “Pension Prähauser“.

Auf dieser Höhe sah ich zum ersten Male in meinem Leben die Stadt Salzburg von oben herab mit den verschachtelnden Gebäuden, und betrachtete erstaunt den Kontrast zu den danebenliegenden Wiesen und Bäumen. Lastwagen, Busse und Autos “donnerten” in die Stadt. Der Weg führte langsam von der parallel-verlaufenden Autostraße weg zum kühlen, spürbar feuchten Waldrand. Die Luft roch jetzt frisch und feucht, so wie ich es nur von Waschmitteln her kannte.

Zum ersten Male im Leben hatte ich das Gefühl der Freiheit erlebt.

Der weite Himmel und die vielen Bäume ließen mich aufatmen.

Ich war angenehm entspannt.

Eine neue Welt eröffnete sich mir.

Es war schon später Nachmittag und die Sonne brachte die Sträucher und Bäume in klaren Farben zu leuchten.

Wie wohltuend war es, keinen Asphalt, keine Autostraßen und keine Menschen zu sehen!

Ich hatte meine Freude mit den überraschenden kleinen sauberen Bächen auf dem Wege,

die in meinem Ohren wie “himmlische Musik” klangen.

Welcher Unterschied doch zu den Garten im Heim,

wo nichts den Blicken der Aufseher sich entziehen konnte.

Erstmals konnte ich meine Augen in die Ferne schweifen lassen.

Meine Mutter drängte mich aber zum Weitergehen.

Oft sah ich zurück in das Tal und in die Stadt.

Ich betrachtete den weiten Himmel und die Wolken, die wie Gnuherden über den

Horizont wanderten.

Wir gingen entlang des Waldrandes, dessen Äste der Laubbäume, sowie der Sträucher, der Brennnesseln und gelben Blumen sich vor der offene Wiese verneigten.

Einige von diesen Ästen ragten über 5 Meter weit in die Wiese. Wir gingen so unter dem Dach der Äste und Blätter und überquerten die in der Sonne glitzernden Quelle, die wegen der vielen kleinen Steinen ein regelmäßig angeordnetes Wellenmuster warf. Das kristallklare sprudelnde Wasser erfreute meiner sonst so gequälten Seele. Weiteres gingen wir durch sumpfige Wiesen bis meine Mutter merkte, dass wir auf einen “Holzweg” waren. Wir mussten umdrehen und fanden kurz vor der Quelle, die über den Weg lief einen mit gelben Blüten begleiteten Weg in den Wald hinauf.

Ich sah viele sehr hohe Laubbäume, die ihre Äste nur ganz oben in 20 Meter Höhe hatten. Der Stamm von unten nach oben hatte hingegen keine Äste. Das Kronendach leuchtete in gelb-grünen Farbtönen.

Der anfangs breite Weg wurde schmal und zierte sich mit Büscheln zartester Gräser.

Bezaubernd verschlungen ging es dann weiter - kleine Fichten überall, viele ohne Nadeln.

Jede Stelle in diesem Wald war für mich eine neue Überraschung. Der Weg entzog sich weite Blicke und wirkte auf mich sehr persönlich.

Hier an solchen Stellen fühlte ich eine privates Atmosphäre, wie ich es im Heim nie erfuhr.

Wir sahen Lianen, und alte bemooste große Steinmassen. Langsam wurde der Weg heller und kleine

Stellen mit Licht drang in die Dichte der vielen kleinen Nadelbäume bis wir den ersten Ausblick am Rande des Waldes hatten.

Ich sah weder Häuser noch Autos, dafür aber 30 Meter hohe Bäume unter mir, die alle nur Äste am Kronendach hatten. Einige dieser Bäume neigten sich ins Tal.

Weitere große, hohe Bäume standen wie sehr lange Figuren auf einer Bühne eine nach dem anderen in einer Reihe. Wir gingen hinauf durch einen schmalen Pfad, der links und rechts mit dichtesten, meterhohen Gestrüpp umzingelt war bis wir wieder in den Wald kamen. Überall im Wald lagen lange

umgeworfene Baumstämme. Das Laub raschelte, meine Wanderlust und Entdeckerfreude war groß.

Von einem raschelten Laubweg ging es dann weiter zum stillen Nadelweg. Dann ging es eine Zeit lang

nur bergab bis wir vor uns eine kleine Kirche “Zum heiligen Kreuz” im schlichten Bau sahen.

Überall breiteten sich vor uns Wiesen und Wald aus. Wir gingen entlang der Bräuhausstraße, bis wir in Guggenthal 62 ankamen. Das Haus steht direkt am Eck und am Waldrande.

Die Abendsonne schien sanft und vergoldete die Landschaft.

Die Gegend ist wegen der Bäume schattig und feucht. Ein Bach dominiert die Geräusche dieser Umgebung. Wir gingen einen kleinen Hügel hinauf und waren dann endlich beim Haus angekommen.

Die Abendsonne erwärmte uns angenehm. Das Haus war länglich und von der Vorderseite gesehen niedrig. Es ist direkt am Anfang des Waldes unterhalb des Nocksteins. Eine freundliche, gutgelaunte dickere, ältere Frau (Frau Leitner Magarete) mit grauen Haaren begrüßte uns mit lauter Stimme. Sie zeigte uns als erstes stolz die schöne noch naturbelassene Umgebung.

Wir gingen die Steintreppen rauf zu einer Spielwiese.

Kein Auto, keine Straße, nur Wald und die Geräusche des Baches und das Zirbsen der Grillen waren zu hören. Ich fühlte mich gleich sehr wohl in solcher Umgebung und durfte alleine mich etwas umsehen.

Ein Kind im Alter von 6 Jahren hockte wie ein Panther auf ein eisernes Schaukelgelände.

Ich bewunderte, wie er das machte und wollte das nach machen. Doch dazu musste ich noch eine Technik lernen.

Er hieß Daniel und war sehr eingeschüchtert. Ich sah ihn ins Gesicht und wusste bescheid:

Daniel sieht sehr unglücklich aus.

Wir redeten aber nichts miteinander.

Er hatte schwarze Haare und stammte väterlicherseits aus der Türkei.

Ich konnte es nicht glauben: kein Zaun war weit und breit!

Pure Freiheit! Ich war glücklich wie nie zuvor.

Die Kinder waren hier nicht eingesperrt!

Nach einer Weile wollte meine Mutter wieder gehen.

Ich erinnere mich noch , wie ich mich lange weigerte und nicht mehr weg wollte.

Sie versprach aber, dass ich wieder hier her kommen werde.

Wir fuhren mit dem Bus stadteinwärts und sie brachte mich ins Städtische Heim zurück.

Neues “Zuhause“:

Projuventute Kinderdorf, Guggenthal 62 (heute Georg Weicklweg 21) von 1973-78

Erste Tage in Guggenthal

Meine Mutter hielt das Versprechen.

Mit Taxi fuhren wir eines Tages wieder nach Guggenthal hinauf und hielten vor der Garage.

Ich freute mich damals sehr. Die Natur außerhalb der Stadt, das Rauschen des Baches, der kühle Wald,

Das laute Zirbsen der Grillen, die frische, feuchte Luft beeindruckten mich tief und ich konnte es bald nicht mehr vermissen.

Ich war aber sehr eingeschüchtert, traute nicht laufen, noch gehen, noch mich umsehen.

Ich war so geängstigt, dass ich nur einfach stehen blieb, oder mich irgendwo hinsetzte.

Wollte die Mama etwas, zuckte ich zusammen.

Doch nach einem Monat, oder zwei änderte ich mich und fing an die Wiese oberhalb des Hauses und dann das Haus zu erkundigen.

Ich fand es interessant, dass das Haus direkt auf einem abwärtsverlaufenden Hügel gebaut wurde. Oben war es kleiner, unten größer, da das Dach immer gleich hoch war. Es gab einige interessante Spielsachen wie zum Beispiel das Dreirad.

Spinnen hatte ich damals kaum gesehen, habe aber schon von ihnen gehört.

Irgendwann entdeckte ich vor dem Haus solche 8 Beiner, die vor dem Fenster im Kellergeschoss ihre Netze ausbreiteten.

Ich konnte sie nicht direkt davor sehen, weil ein Gitter dazwischen war.

Ich fing Fliegen, machte sie halbtot und schmiss diese ins Netz und hoffte, dass die Spinne kommt, um sie abzuholen. Leider waren die Spinnen nicht so gierig, wie ich es gerne gesehen hätte, und das Warten lohnte sich meistens nicht.

Auch lernte ich Kreuzspinnen im Garten kennen, und bewunderte das regelmäßig angeordnete, radförmige Netz. Die Spinne saß in der Mitte des Netzes. Manche Netze waren aber leer.

Wie wunderschön erstrahlten die Spinnenweben frühmorgens, wenn die Morgensonne auf die noch taunassen Netze schienen. Ich erfreute mich an der Selbsttäuschung, dass an den Netzen Perlen hingen.

An einem schönen, sonnigen Morgen durften wir Kinder, die noch nicht in die Schule besuchten, vor der Haustüre auf einem Esstisch frühstücken. Die Sonne schien mir ins Gesicht.

Intensive Bachgeräusche von herabfallende Wasserströme waren stets zu hören.

Anders als die anderen Kinder war ich überempfindlich gegen die Sonne und war froh mich in den Schatten setzen zu dürfen. Die Augen taten

mir aber auch im Schatten weh und konnte sie damals fast nicht aufmachen.

Trotzdem wollte ich nur draußen in der Freiheit sein.

Wir aßen ein Butterbrot mit selbstgemachten Honig (die “Mama” hatte eine Bienenzucht). Während des Frühstücks kamen Insekten zu unserem Tisch.

“Das ist eine Biene”, erklärte mir ein Kind. So lernte ich die kleine Tierwelt, die reich dort war, erstmals kennen.

Man erklärte mir, dass die Bienen stechen können und dass das sehr weh tut.

Dann lernte ich noch die Schwebefliegen kennen, die wie ein Hubschrauber in der Luft auf einer Stelle

bleiben können. Sie können nicht stechen und ich bräuchte keine Angst davor haben.

Sie sehen nur den Bienen ähnlich.

“Mogst nua Honigbrot?”, fragte mich die Mama.

“Peter, mogst nua Honigbrot?” Ich war erschrocken und nickte nach einer Weile mit dem Kopf.

Sie ging ins Haus.

“Wo woast du früha?” - “Wo woast du früha?” fragte ein Kind am selben Tisch.

Es dauerte eine Weile bis ich merkte, dass die Frage an mich gestellt wurde.

“Ba- meina Mutta.” , antwortete ich.

“A sooo” sagte das Kind.

Die “Mama” (Frau Leitner) kam mit neue Butterbrote (Bauernschwarzbrot) heraus. Ich freute mich sehr, da ich ein so schmackhaftes Frühstück (Brot und Butter) zum ersten Mal bekam.

Die Bachgeräusche, die gute Waldluft und der große Wald weckten meine Neugier und so wagte ich mit Adi, der größer und viel stärker war als ich, das Grundstück zu verlassen und zu dem Wasserfall zu gehen. Das Wasser des Baches war ganz klar und schmeckte sehr gut. Ganz verdreckt an Schuhen und Gewand gingen wir abends irgendwann zurück und bekamen unbeherrschte Schimpfausbrüche von der Mama. Adi und ich waren in solchen Situationen immer ganz still und sehr geängstigt.

Zwei Dingen gingen uns damals bei solchen Situationen durch den Kopf. Hoffentlich bleibt es

bei der unbeherrschten Schreierei und hoffentlich können wir bald wieder von der

Mama fliehen.

Der grobe Umgang der Mama hielt mich und Adi deshalb nicht auf, den Wald mit den unzähligen Versteckmöglichkeiten mehr und mehr zu erforschen. Denn sobald wir nur in der Nähe von der Mama waren fühlten wir uns dreckig und ihren unbeherrschten Launen hilflos ausgeliefert.

Die Flucht in den Wald war das einzige, was Adi und mir damals übrig blieb!

Die Schaukel, die Spielzeuge im Garten interessierte uns nicht mehr.

Den nächsten Tag unternahmen wir einen neuen “Feldzug” durch den Wald.

Ich sah zum ersten Male über 15 Meter hohe Buchen und einige hohe Nadelbäume, die unmöglich zum erklettern waren. Mein Traum damals war, einen Baum zu finden, wo ich raufklettern kann und die Welt von oben sicher zu betrachten.

Wir wanderten an einem anderen Tag einen breiten, aber verlassenen, und verwahrlosten Weg und folgten ihn bergauf.

Er verlief rechtskurvig und endete auf einer großen Wiese mit Blick aufs alte verlassene Bräuhaus.

. Ich entdeckte endlich einen Baum, es ist der einzige im ganzen Wald, der verhältnismäßig gut zu erklettern war und wo ich mich sogar auf einen Ast ausruhen konnte.

Es ist nicht der Baum mit dem eingravierten Herz, der noch viel zu hoch für mich war, sondern der Baum oberhalb von diesen. Es ist ein wunderbarer Baum. Auf diesem Ast verbrachte ich viele einsame Stunden. Niemand wusste etwas davon.

Später war mir der Baum so vertraut, dass ich sogar auf dem Rücken lag.

Ich lauschte das feine Rascheln der Blätter im Winde.

Ich sah hinauf in den Himmel, sah die vielen Blättern im Spiel des Lichtes und das Wogen der Äste.

Oft schien die Sonne sanft zum Baum. Diese stillen Stunden zu jener Zeit waren für mich die schönsten.

Ich liebte den besonderen Geruch in diesem Wald, das besondere Licht, sowie die Ruhe. Ich liebte den weiten Himmel.

Nichts schien mir in solchen Momenten abzugehen!

Ich hatte keinen Freund.

Doch zu jener Zeit war mir die

Freiheit und das Alleinseinkönnen fast alles.

Denn nach 6 Jahren monotonen Eingesperrt- seins konnte ich hier erstmals frei herumlaufen so viel ich wollte.

Das erstickende Städtische Heim, die Heimkinder, die Erzieherinnen von dort - trauerte ich nicht nach. Ich wusste nicht einmal einen Namen von diesen Menschen und redete die

Erzieherin nie mit ihrem Namen an.

Denn das Heim gab mir nichts, sondern nahm mir nur die Freiheit und die Möglichkeit “Freunde” zu finden, sowie eine Umgebung zu finden, die mir selbst auch zusagte.

Ich lebte nur von meiner Phantasie und dem Ausdenken von selbsterfundenen Geschichten.

Die ersten 6 Jahre meines Lebens redete ich im städtischen Heim meistens nur mit mir selbst.

Die grauhaarige, etwas dickere herrische Erzieherin Frau Leitner sagte, ich soll sie einfach mit “Mama” anreden. Alle Kinder nannten sie einfach Mama.

Bald hatte ich die Zeit im Städtischen Heim völlig vergessen.

Schnell gewöhnte ich mich an die neue Freiheit und entwickelte zu dieser Zeit eine tiefe Verbundenheit mit der Natur. Sogar vom Schlafzimmer aus konnte ich das Rauschen des Baches und die Naturgeräusche vernehmen. Damit ich gut einschlafen konnte, kippte ich das Schlafzimmerfenster und horchte auf das Plätschern des Wassers und den Grillen bis ich einschlief.

Am nächsten Morgen, lief ich schnell wieder aus dem Haus, in die Freiheit, in die Natur.

Schöner Schein der Gläubigen

Mama machte die Türe unseres Schlafzimmer plötzlich auf und riss uns aus dem Schlaf.

“Onziang, Kirchen gehen - tats weida” schrie Mama sehr herrisch

laut ins Zimmer und schaltete gleichzeitig das Licht ein. Die Zimmertür blieb weit offen

Dann war sie verschwunden.

Adi und die anderen sprangen sofort auf der Stelle aus dem Bett. Ich machte es ihnen nach.

Die Kinder erklärten mir, dass sie einmal in der Woche am Sonntag immer in die Kirche gehen müssen.

Es war nicht freiwillig, sondern das hatte so zu sein.

Niemand traute der Mama zu widersprechen.

Sie war die absolute Autorität.

Schnell und hektisch zogen sich die anderen Kinder an.

Warum die Kinder dort so “brav” waren, erfuhr ich später.

“Do deine Socken, Peter” Ich zuckte verstört zusammen, als die Mama so plötzlich übergroß wieder vor mir stand.

In meiner Angst hatte ich alle beiden Socken über meinen rechten Fuß gezogen.

“Du Traummännlein, ziag deine Sockn gscheid an” und lächelte auf eine Art, die mir damals sehr weh tat.

Über diese Äußerung von ihr war ich damals sehr verletzt.

Meine Träume waren die einzige Möglichkeit, mein Dasein zu ertragen.

Die Mama hatte natürlich niemals geahnt, dass der grobe Umgangston, den sie mit mir und auch mit den anderen Kinder praktiziert hatte mich verstört machte und später ein sehr wichtiger Grund war, warum ich Lernschwierigkeiten bekam.

Weder machte sie sich Gedanken, noch nahm sie jemals Rücksicht auf meine mimosenhafte Empfindlichkeit.

Aus Angst vor den Folgen versuchte ich meine Verstörtheit und Verletztheit nicht zu zeigen.

So war zwischen uns eine Mauer entstanden.

In solchen unangenehmen Situationen hatte ich besondere Sehnsucht im Wald zu sein, oder mit Tieren zusammenzusein.

“Ziach da die Hosn an” Ich bekam eine besondere elegante Sonntagskleidung.

Ich hörte sie nicht.

“Ziach da die Hosn an”.

Ich hörte wieder nicht.

Ich war nur Schmerz.

“Traummännlein woch doch endlich auf”, und lachte höhnisch, als spräche sie mit einem geistigen nicht ganz hellen Menschen.

In solchen Situationen starrte ich immerzu am Boden. Rührte mich nicht mehr von der Stelle.

Ich fühlte mich gedemütigt.

Die “Mama” ging. Es dauerte eine Weile bis ich mich wieder zu rühren traute.

Die anderen Kinder waren selber beschäftigt, keiner erklärte mir etwas. Ich wartete , weil ich nicht wusste, was ich als nächstes tun soll. Ich hatte Angst wieder beschimpft zu werden und für einen Trottel behandelt zu werden.